

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung

Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift

Herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr.Dr.Dr. Hilarion G. Petzold

Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf, Donau-Universität, Krems, Institut St. Denis, Paris

In Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. Jörg Bürmann, Universität Mainz

Prof. Dr. phil. Wolfgang Ebert, Dipl.-Sup., Dipl. Päd., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Jürgen Lemke, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. phil. Michael Märtens, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a.M.

Univ.-Prof. Dr. phil. Heidi Möller, Dipl.-Psych. Universität Innsbruck

Dipl.-Sup. Ilse Orth, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. phil. Alexander Rauber, Fachhochschule Bern

Dr.phil. Brigitte Schigl, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. Wilfried Schley, Universität Zürich

Dr. phil. Ingeborg Tutzer, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung
Ausgabe 15/2003

Moderne Identitätstheorien und ihre Bedeutung für die Supervision

Hester van Wijnen*

Hilarion Petzold**

*Studiengang Supervision Vrije Universiteit Amsterdam

** Univ. Prof. Dr. mult. Hilarion Petzold, VU Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Inhalt:

1. Einführung	
2. Die Identitätspsychologie von <i>Karl Haußer</i>	4
2.1 Einleitung	
2.2 Identität als situative Erfahrung	
2.3 Identität als übersituative Verarbeitung	
2.4 Identität als motivationale Quelle	
2.5 Empirisch orientierte Identitätsforschung	
2.6 Zusammenfassung	
3. Die Identitätsauffassung von <i>Heiner Keupp</i>	12
3.1 Einleitung	
3.2 <i>Keupp</i> und <i>Erikson</i>	
3.3 Die Diskursebenen	
3.4 Schlüsselfragen der Identitätsarbeit	
3.5 Konstruktionen der Identitätsarbeit	
3.6 Die „Patchworkidentität“	
3.7 Identität und Gesundheit	
3.8 Die Bedingungen einer produktiv-kreativen Identitätsarbeit	
3.9 Zusammenfassung	
4. Identitätskonzept nach <i>Goffman</i>	19
4.1 Soziale Identität	
4.2 Persönliche Identität	
4.3 Ich-Identität	
4.4 Der totale Institution	
4.5 Zusammenfassung	
5. Die Identität in der Integrative Therapie von <i>Hilarion Petzold</i>	23
4.1 Entwicklung- und Persönlichkeitstheorie	
4.2 Soziale, persönliche und narrative Identität	
4.3 Zusammenfassung	
6. Ein Leib-Körper-fundiertes Identitätsmodell von <i>Robert Gugutzer</i>	26
5.1 Einleitung	
5.2 Das Leib-Körper fundiertes Identitätsmodell	
7. Die Identitätstheorien und die Supervision	28
Literaturverzeichnis	32

1. Einführung

„Identität“ als Signum für die unverwechselbare Einzigartigkeit eines Subjektes ist ein in der Philosophiegeschichte immer wieder diskutiertes Thema. Denn der Mensch als ein sich doch - etwa in den Prozessen des Alterns - beständig wandelnder erlebt sich doch in gewisser Weise als derselbe, aber nicht als „eben der selbe“ über das ganze Lebenskontinuum hin, und er sieht, daß Andere ihn als denselben sehen, aber zugleich nicht als einen prinzipiell Unveränderten. Dieses Problem von Selbigkeit und Metamorphose ist seit der Antike in Literatur und Philosophie immer wieder auffindbar und hat durchaus eine transkulturelle Qualität. *Petzold* (2001p) hat es deshalb als ein „*anthropologisches Strukturproblem*“ bezeichnet, d.h. daß es dem Wesen des Menschen eigen ist.

Seit der Renaissance und dann besonders prägnant seit der Aufklärung wird dieses Thema von Selbstständigkeit und Wandel, Selbstheit und Entwicklung mit dem „Identitätsbegriff“ in Zusammenhang gebracht und entwickelt sich in Moderne und Spätmoderne zu Identitätstheorien, die die Funktion haben, die Persönlichkeit und Souveränität von Subjekten in gesellschaftlichen Entwicklungen zu immer größerer Komplexität zu sichern. Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen der Romantik (*Berlin* 1998) als das Wachsen gesellschaftlicher Komplexität und zugleich der Verlust kollektiver Identitäten (wie sie z.B. in „ständischen Gesellschaften“ vorhanden waren) stellten sich an Individuen Anforderungen nach identifizierbaren „persönlichen Profilen“, die eine hinlängliche Konsistenz, überdauernde Stabilität und Enttäuschungsfestigkeit in akzelerierten Prozessen gesellschaftlicher Veränderung aufwiesen. Das Identitätskonzept sollte gewährleisten, dass ein Individuum in der sozialen Komplexität für andere aber auch für sich erkennbar bleiben konnte und „nicht verloren ging“. Das Konzept der Identität bildet somit **eine Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft**, Privatem und Kollektivem und hat in einer Moderne, in der dieses Verhältnis durch eine „strukturelle Prekarität“ gekennzeichnet ist (*Bourdieu* 1997, 1998; *Petzold* 2000h) große Bedeutung. Die kritischen Überlegungen von *Adorno* zum Zwangscharakter der Konsistenzansprüche im Identitätsbegriff oder die stigmatheoretischen Analysen von *Goffman* zu Phänomenen von „spoiled identity“, *Sherry Turkles* Ausführungen zu „Identität in Zeiten des Internets“ machen das exemplarisch und unter ganz unterschiedlichen Perspektiven deutlich.

Für Supervision - gleichfalls ein Phänomen der Spätmoderne (*Petzold, Ebert, Sieper* 2001) - bei der es darum geht, Hilfen bei der Bewältigung sozialer Komplexität bereitzustellen, Helfer im Umgang mit stigmatisierten Menschen zu unterstützen, ist das Identitätskonzept von größter Bedeutung. Wenn Supervision Prozesse begleitet, in denen es darum geht, „beschädigte Identität/spoiled identity“ zu heilen, „labilisierte Identität“ zu stabilisieren, „dysfunktionale Identitätsprozesse“ zu klären, „berufliche Identitätsbildung“ zu unterstützen, „Identitätsgefährdungen“ gegenzusteuern, dann sind elaborierte identitätstheoretische Positionen und identitätsorientierte Praxeologien unverzichtbar. Für die Supervision selbst wird damit das Identitätsthema bedeutsam, zumal derzeit im psychosozialen Feld Professionalisierungsbestrebungen für die Supervision im Gange sind.

„Die Identifikation mit der Profession und die professionelle Selbstsicherheit sind noch nicht stabil; entweder reagiert man aus einer Ueberidentifikation, die in Ueberempfindlichkeit kritischen Äußerungen zu große Bedeutung beimißt oder in mangelnder Identifikation ... Beide Reaktionen: Ueberidentifikation wie mangelnde Identifikation signalisieren Unsicherheiten in der Identifikation mit einer Profession, die sich eben um dieses Attribut ‘professionell’ noch bemüht“, wie *Weigand (DGSvaktuell1997, 4)* in seinem Resümee des 3. Deutschen Supervisorentages (in Celle, 19. - 20. 9. 1997) treffend schrieb.

Die Situation hat sich bislang nicht geändert, denn die Kontroverse, ob Supervision eine zusätzliche „professionelle Funktion“ bei Grundprofessionen ist (so das amerikanische und niederländische Supervisionsverständnis) oder ob sie eine eigene Profession sei (so bestimmte Teile der deutschsprachigen Supervisionsszene), ist noch nicht ausgetragen (*Petzold, Ebert, Sieper* 2001). Es geht also auch hier um Fragen der Identität, zu der etwa Supervisionsausbildungen mit dem Aufbau „*supervisorischer Professionalität und Identität*“ beitragen sollen. Die großen Fachverbände im deutschsprachigen Bereich – allen voran die „Deutsche Gesellschaft für Supervision“ (DGSv) – betonen wieder und wieder die Notwendigkeit, einer „*supervisorischen Identität*“ durch „standardkonforme“ Ausbildungen zu entwickeln. Was diese Identität aber sei und was sie konstituiere, wird nirgendwo wirklich theoretisch formuliert ausgeführt. Es ist eine offensichtlich kenntnisarme „Leerformel“, mit allzudurchsichtigen machtpolitischen Hintergründen von Verbandsfunktionären propagiert, für die sich die Identität offensichtlich in einer Verbandsmitgliedschaft bei Erfüllung von Formalstandards erschöpft. Natürlich könnte man Identität auch über die „Mitgliedsrolle“ (*Luhmann*) konstituieren, aber um die Mühen einer theoretischen Positionsbestimmung kommt man damit nicht herum, und mit okkasionellen Verweisen auf *Erik Homburger Erikson* ohne vertiefte Rezeption seines Ansatzes oder gar eine – unbedingt erforderliche – kritische Diskussion seiner Positionen ist es nicht getan. Noch seltener wird

Erving Goffman erwähnt - genutzt wird er ohnehin nicht. Im gesamten deutschsprachigen supervisorischen Feld, das ohnehin - von Ausnahmen abgesehen (*Buer* 1999; *Petzold* 1998a, *Schreyögg* 1991) - von einer *souveränen Ignoranz* bezüglich sozialpsychologischer Wissensstände gekennzeichnet ist, findet sich ein derart ärmliches identitätstheoretisches Wissen, daß man sich fragt, wie denn „*supervisorische Identität*“ (*Weigand* 1987, 1998) durch berufsverbandliche Standards entwickelt werden soll? Und um standardgemäße „*supervisorische Identitätsentwicklung*“ geht es den Berufverbänden (vgl. *DGSv aktuell* 2/1999, 4). Hier lägen in der Tat auch wesentliche - bislang vernachlässigte - „inhaltliche“ Aufgaben vor den Verbänden (vgl. *Petzold, Ebert, Sieper* 2001), weil mit dieser Problematik auch die Frage verbunden ist, wie supervisorische *Praxis* den aus den Supervisionsituationen erwachsenden Aufgaben gerecht werden soll, „*identitätssichernde Prozesse*“ zu unterstützen.

Die Sichtung der supervisorischen Fachliteratur, wie sie in unserem großen Forschungsprojekt „Supervision auf dem Prüfstand“ unternommen wurde (*Petzold, Schigl et al.* 2003), läßt keine Hinweise auf eine Rezeption und supervisionsrelevante Adaptierung von identitätstheoretischer Theorienbildung und Forschung erkennen. Eine solche ist auch nicht unbedingt einfach, weil es ja nicht genügt, irgendwelche Identitätskonzepte aus Soziologie und Sozialpsychologie zu übernehmen, sondern sie müssen ja eine gewisse „Anschlußfähigkeit“ an die eigene Supervisionstheorie aufweisen. Systemische Supervisionsorientierungen (ohnehin durch einen „*theoretischen Schwächezustand*“ gekennzeichnet, wie *Ebert* [2001] zeigen konnte) können also nicht einfach auf *Erikson* oder *Mead* zurückgreifen, sondern müßten Anschluß an das eigene Paradigma suchen (z. B. bei *Bilden* 1997 oder *Vester* 1984). Die psychoanalytische Supervision wiederum müßte die Ansätze von *Erikson* im Lichte der modernen Theorienentwicklungen (*Bohleber* 1997, 1999) bearbeiten und supervisionsrelevant umsetzen.

Die vorliegende Übersicht will für den supervisorischen Bereich u.E. geeignete identitätstheoretische kurz darstellen, um Rezeptions- und praxeologische Umsetzungsarbeit zu ermutigen.

In der Integrativen Supervision (*Petzold* 1998a) nimmt das Identitätsthema – wie in der Integrativen Therapie (*Petzold* 2003a) – eine zentrale Stelle ein, und es wurde eine eigenständige und komplexe supervisions- und therapierrelevante Identitätstheorie erarbeitet (*Petzold* 1981, ders. 2001p), die auch diagnostisch (*Kames* 1992) und interventionsmethodisch für Supervision und Beratung ein hohes Potential hat – auch unter genderspezifischer Perspektive (*Orth* 2002). Die moderne Identitätstheorien, wie sie in Sozialpsychologie und Soziologie in den vergangenen zwei Jahrzehnten zunehmend Bedeutung gewinnen konnten und theoretische und empirische Forschungsergebnisse generiert haben (*Baumeister* 1995; *Craib* 1999; *Haußer* 1995; *Keupp, Höfer* 1997; *Keupp et al.* 1999) verfügen in ihrer ganzen Breite über ein hohes explikatives Potential für supervisorische Verstehensprozesse und ein reiches interventives Potential für supervisorisches Praxis-handeln. Sie wurden daraufhin von der Mehrzahl der supervisorischen „Schulen“ noch nicht ausgewertet – Schulendenken schränkt den Blick und den Horizont ein. Da Identitätstheorie selbst in dynamischen Entwicklungsprozessen steht, wird man mit der Auswertung nur *eines* identitätstheoretischen Ansatzes nicht auskommen, sondern aus den verschiedenen theoretischen Perspektiven auch für unterschiedliche supervisorische Fragestellungen Gewinn ziehen können.

Beim vorliegenden Überblick wird auch deutlich werden, daß Identitätskonzepte auch in hohem Maße von gesellschaftlichen Dynamiken abhängig sind und sein müssen und sich gesellschaftliche Veränderungsprozesse natürlich auch in Identitätstheorien niederschlagen und zu ihrer Veränderung führen können.

Für unsere westlich-moderne Gesellschaft sind demnach Identität und Identitätstheorien sehr kontext- und zeitabhängig.

Bell (1979, 114) äußerte: „Auf die klassische Frage nach der Identität: ‘Wer bist du?’ hätte der Mensch früher geantwortet: ‘Ich bin der Sohn meines Vaters’. Heute erklärt er: ‘Ich bin ich, ich verdanke alles mir selbst und schaffe mich durch eigene Wahl und Tat‘“. Diesen Wandel kann man als ein Kennzeichen der *Moderne* bezeichnen, weshalb wir auch von „*transversaler Moderne*“ sprechen (*Petzold* 1991p).

Unsere modernen Gesellschaften sind durch das Entstehen verschiedenster Freiheiten und Chancen, aber auch durch Belastungen und Orientierungsschwierigkeiten gekennzeichnet.

Identitätsbildung wird dadurch schwieriger. *Waterman* (1985, zitiert nach *Fend* 1991, 17) beschreibt Identität folgendermaßen: „Identität bezieht sich auf klar beschriebene Selbstdefinitionen, die jene Ziele, Werte und Überzeugungen enthält, die eine Person für sich als persönlich wichtig erachtet und denen sie sich verpflichtet fühlt“. Diese Ansicht setzt das Individuum in den Mittelpunkt, ohne den Kontext und Kontinuum zu beachten. Die Identitätsentwicklung ist (heute auch auf Grund des schnellen Wandels in der Gesellschaft akzeleriert) ein lebenslanger Prozeß.

Frey und Haußer (1987,3) konstatieren, daß es bisher keine allgemein akzeptierte Definition von Identität gibt. Keupp und Höfer (1995, 7) weisen darauf hin, dass noch immer „großer Klärungsbedarf“ bezüglich des Identitätsbegriffs herrsche bzw. sich keinerlei „konsensfähige Klärungen“ erkennen ließen.

In der sozialwissenschaftlichen (soziologischen und psychologischen) Literatur ist sehr viel über die Identität des Individuums geschrieben worden und das allein schon zeigt die Aktualität des Themas. Dabei sind die verschiedenen Diskussionsfelder noch immer recht unverbunden: Psychologie, Soziologie, Psychotherapie, Pädagogik, Sozialarbeit – nicht zu reden von Supervision – nehmen kaum die wechselseitigen Arbeitsleistungen wirklich zur Kenntnis. Derartige Arbeiten sind die Ausnahme, wie z. B. die Dissertation von Gugutzer, der allerdings auch sozialpsychiatrische bzw. rollentheoretische Identitätsansätze (Petzold, Mathias 1982; Heuring, Petzold 2003) oder sozialphilosophische (Ricœur 1990/1996), selbst körper- bzw. leibtherapeutisch orientierte Identitätstheorien nicht (Petzold 1974j, 1991o, Kames 1992; Rahm et al. 1993) – und der Leib/Körperbezug ist doch sein Thema – nicht rezipiert.

Gugutzer (2002,20) hat die von ihm bearbeitete wissenschaftliche Literatur zur Identität in vier übersichtliche Gruppen unterteilt:

1. Identitätstheorien in der Tradition analytischer Ich- und Entwicklungspsychologie
2. Identitätstheorien in der Tradition des symbolischen Interaktionismus
3. Sozialpsychologische Identitätstheorien
4. Postmoderne Identitätskonzepte

Zu den Identitätstheorien in der *Tradition der analytischen Ich- und Entwicklungspsychologie* gehören die Psychoanalyse, das Identitätskonzept von Erik H. Erikson und James E. Marcia.

Die Identitätstheorien in der *Tradition des symbolischen Interaktionismus* unterscheiden sich von den entwicklungspsychologischen und sozialpsychologischen Identitätskonzepten. Hier steht das Wechselverhältnis vor allem in der Sichtweise von Individuum und Umwelt im Mittelpunkt. Die Identitätsbildung wird im Kontext sozialer Interaktionen untersucht. Der einflußreichste Autor ist hier George H. Mead. Seine Forschungstradition wird mit dem Ansatz von Erving Goffman fortgesetzt und führte Weiterentwicklungen durch Lothar Krappmann, Jürgen Habermas u.a..

Die *sozialpsychologischen Identitätstheorien* gehen davon aus, dass sich die Identität des Individuums im Austausch mit seiner sozialen Umwelt entwickelt. Die Interaktion zwischen der Person und seiner sozialen Umwelt steht im Mittelpunkt. Die Umwelt wird weiter und größer gefasst, als beim symbolischen Interaktionismus. In diesem Ansatz wird die Interaktion mit der Gesellschaft beforscht und beschrieben. Hier sind Heiner Keupp und Karl Haußer einflußreiche Autoren, sie verbinden aktuelle soziologische und psychologische Identitätstheorien.

Gugutzer (2002, 49) sieht die philosophisch-soziologische Betrachtung der Lebenswelt der Gegenwart als Ausgangspunkt *postmoderner sozialwissenschaftlicher Identitätskonzepte*, eine Gegenwart, in der sich die gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen, unter denen Menschen heute leben, sehr gewandelt haben. Sie müssen ihre Identität anders konstruieren, als dies vor vierzig oder fünfzig Jahren der Fall gewesen ist. Schlagwörter sind z. B. Globalisierung, Pluralisierung, Individualisierung, Enttraditionalisierung oder Ästhetisierung. Als postmodern lassen sich einige der zeitgenössischen Ansätze zur personalen Identität aber auch identitätstheoretische Perspektive bezeichnen. Autoren sind z.B.: Wolfgang Welsch, Bernd Vaassen, Robert Spaemann, W. Kraus, Kenneth Gergen, Kathryn Woodward, Zygmunt Bauman, Anthony Giddens usw..

Als letzte und damit fünfte Gruppe der Identitätstheorien seien die *Leib- und körpertheoretischen Annäherungen an das Konstrukt der Identität* erwähnt. Gugutzer (2002,59) spricht hier von „personaler Identität“, eine Begriffswahl, die durch die Goffmansche Prägung dieses Terms vielleicht nicht sehr glücklich ist („subjektive Identität“ wäre vielleicht besser gewesen, weil die Referenzautoren dieses Ansatzes immer wieder vom „Leibsubjekt“ sprechen). In diesem Identitätsmodell ist der Ausgangspunkt die leiblich-körperliche Verfaßtheit des Menschen. Autoren, die großen Einfluß auf diese Theoriebildung haben, sind Helmuth Plessner, Maurice Merleau-Ponty, Hermann Schmitz, Pierre Bourdieu und Hilarion Petzold. Wobei das Konzept von H. Petzold eine Integration von einigen o.g. Identitätstheorien darstellt und gerade die Dialektik von „Leiblichkeit und Sozialität“ fokussiert (Petzold 1991o, 2001p).

Im Rahmen dieser Arbeit werden die Identitätstheorien von folgenden Autoren näher beleuchtet:
Karl Haußer mit einem empirisch-sozialpsychologischen Modell
Heiner Keupp mit einem postmodern-sozialpsychologischen
Erving Goffman mit seinem symbolisch-interaktionistischen Modell
Hilarion Petzold mit dem klinisch-sozialpsychologischen Identitätskonzept der Integrativen Therapie
Robert Gugutzer mit einem Leib-Körper-fundierten Identitätsmodell

Die Positionen von *J. L. Moreno*, *G. H. Mead* und *E. H. Erikson* werden hier nicht aufgegriffen, da sie (wie bei *Erikson*) hinlänglich bekannt sein dürften oder an anderer Stelle schon dargestellt wurden (*Petzold, Matthias* 1983; *Buer* 1991), obwohl bei *Mead* es noch lohnenswert wäre, die Linien nach *Baldwin*, *Cooley*, *James* zurückzuziehen bzw. in die Richtung der neueren *Mead*-Forschung, insbesondere den durch *Hans Joas* neu erschlossenen Blick auf das Werk, weiterzuziehen.

2. Die Identitätspsychologie von Karl Haußer

2.1 Einleitung

Haußer hat mit seiner Identitätspsychologie einen Versuch gemacht, einen theoretischen Mosaikträger für die empirischen Mosaiksteinchen der Identitätsforschung zu entwerfen. (*Haußer* 1995, 3). In Gegensatz zur Tradition von *Erikson* will er bewusst sein Konzept künftiger Forschung aussetzen, es empirisch angreifbar und modifizierbar machen.

Haußer (*Haußer* 1995, 3) sieht den psychologischen Identitätsbegriff „selbstkonstituiert“. Das heißt, daß die Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft gibt, der betreffende Mensch, das Subjekt selbst ist. Identität ist somit von Rolle und Persönlichkeit zu unterscheiden. Identität ist weder das Bündel gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen in der Lebenswelt eines Menschen (d.h. Rolle), noch die Gesamtheit seiner psychischen Merkmale (d.h. Persönlichkeit). „Selbstkonstruiert“ bedeutet, daß Identität im Gegensatz zu Rolle und Persönlichkeit ursprünglich im Bewußtsein des Individuums existiert und auch dementsprechend zu erforschen ist.

Die Forschung dient *Haußer* als Grundlage für die Identitätspsychologie. Er kommt immer wieder in seinen Beschreibungen und Konzepten auf die Forschung zurück. Für seine Theorien sind folgende „Identitäten“ bedeutungsvoll: die **Identität als situative Erfahrung** (die subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit, die Selbstwahrnehmung, die Selbstwertung, die personale Kontrolle), die **Identität als übersituative Verarbeitung** (Integrität des Selbstkonzeptes, Dynamik des Selbstwertgefühls, Identität durch den sozialen Spiegel und die Kontrollüberzeugungen), und die **Identität als motivationale Quelle** (innere Verpflichtung, Selbstanspruch in Bedürfnissen und Interessen, Kontrollmotivation, Selbstwertherstellung, Realitätsprüfung und Modell der Identitätsregulation)

2.2 Identität als situative Erfahrung

Der erste Pfeiler der situativen Erfahrung ist die *subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit*.

Die subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit kann man als kognitive und emotionale Valenz verstehen (*Haußer* 195, 8). Subjektive Bedeutsamkeit ist die wahrgenommene Wichtigkeit, die ein Gegenstand für einen Menschen hat. Die subjektive Bedeutsamkeit läßt sich identitätspsychologisch als kognitives Ordnungsinstrument des Subjekts charakterisieren. Sie bestimmt Identitätsrelevanz von Erfahrungen und Motivationen (*Haußer* 195, 9). Das emotionale Pendant liegt in der Betroffenheit und ihrem Gegenteil - der Gleichgültigkeit. *Haußer* (195, 10) stellt fest: „Wenn bestimmte Gegenstandsbeziehungen einen Menschen sehr betroffen machen und beschäftigen, so braucht er - schon aus Gründen seiner psychischen Kapazität und zeit-räumlichen Begrenztheit - als Ausgleich andere Gegenstandsbeziehungen, die ihn emotional weniger tangieren. Die Figur der Gegenstände mit hoher Identitätsrelevanz hebt ab vom Grund der Gegenstände mit geringer Identitätsrelevanz“ (*Haußer* 195, 10).

Der zweite Pfeiler der situativen Erfahrung ist die *Selbstwahrnehmung*.

Damit man sich selbst in einer subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Gegenstandsbeziehung wahrnimmt, bedarf es einer Sensibilisierung in einer entsprechenden Situation: die Selbstaufmerksamkeit.

Selbstwahrnehmung setzt Selbstaufmerksamkeit voraus. Sich selber wahrnehmen ist Selbstaufmerksamkeit und Selbstbeobachtung.

An die kognitive Selbstwahrnehmung schließt der dritte Pfeiler an: die *emotionale Selbstbewertung*, an. *Sader* (nach *Haußer*, 1995, 15) sagt, daß es sich bei der Selbstwahrnehmung um „das augenblickliche Bild von mir selbst“ handelt, jedoch nicht als Momentaufnahme, sondern im Prozeßcharakter. Unter Selbsteinschätzung versteht *Sader* das Einordnen der Wahrnehmungsinhalte in Bezugssysteme. Der letzte Schritt der Selbstbewertung besteht im expliziten Bewerten der Selbsteinschätzung im Hinblick auf sich selbst. Bei der Selbstbewertung kann es zu einer „reduzierten Diskrepanz“ zwischen Wunsch und Wirklichkeit kommen: die positive und negative Diskrepanz. *Haußer* betont, daß Selbstbewertung durch sozialen und individuellen Vergleich erfolgt.

Als vierten Pfeiler gibt es die *Personale Kontrolle*. Der Begriff „Personale Kontrolle“ stellt das Bedürfnis dar, auf Gegebenheiten und Ereignisse der Umwelt Einfluß zu nehmen. *Haußer* (1995, 18) beschreibt, daß die Kontrolltheorie einen Drei-Komponenten-Ansatz hat: sie besteht aus Attribuieren, Antizipieren und Agieren. Unter dem Aspekt von Identität als situativer Erfahrung geht es darum, inwieweit sich ein Mensch eine gemachte Erfahrung in der unmittelbaren Retrospektive erklärt, inwieweit er das Ereignis kommen sah und inwieweit er darauf einwirkte. Dies setzt in und nach der Situation die *Motivation zur Kontrolle* voraus.

Haußer (1995, 21) faßt zusammen: „Damit sich eine Person mit einem Sachverhalt in einer erlebten Situation bewußt und intensiv beschäftigt, muß ihr diese Situation bedeutsam erscheinen und sie betroffen machen. Subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit kann man so betrachtet als Filter für die Identitätsrelevanz von Erfahrungen sehen. In diesem Verständnis umfaßt Identität als situative Erfahrung die kognitive Komponente der Selbstwahrnehmung, die emotionale Komponente der Selbstbewertung und die handlungsbezogenen Komponenten der personalen Kontrolle.“

2.3 Identität als übersituative Verarbeitung

Man erreicht eine neue Stufe, wenn Generalisierungen aufgrund identitätsrelevanter Erfahrungen entstehen. Diese Stufe bezeichnet die Identität als übersituative Verarbeitung. Nach *Haußer* (1995, 25) ist eine aktive bewußte Auseinandersetzung, im Sinne des Wortstamms: Arbeit an sich selbst, genauer an den Relationen zentraler Erfahrungen zu eigenen Überzeugungen, Gefühlen und Erwartungen, psychische Generalisierung von Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung. Neue Erfahrungen können Generalisierungen rückgängig machen. Personale Kontrolle kann in zwei Dimensionen stattfinden: in der Zeit und in Bereichen des Lebens. Es finden Generalisierungen und Spezifizierungen der drei Identitätskomponenten statt: *Selbstkonzept*, *Selbstwertgefühl* und *Kontrollüberzeugung*.

Selbstkonzept (die erste Komponente) ist nach *Haußer* (1995, 26) definiert als generalisierte Selbstwahrnehmung, *Selbstwertgefühl* als generalisierte Selbstbewertung und *Kontrollüberzeugung* als generalisierte personale Kontrolle. Die Selbstkonzeptforschung (*Filipp* 1979) – für die Supervision im psychosozialen und klinischen Bereich eine nützliche Referenz – wird über *Haußer* in die identitätstheoretische Konzeptualisierung hereingeholt. Beim Selbstkonzept zeigt sich der relationale Charakter von Identität sehr deutlich. *Haußer* meint, es geht um die Frage, inwieweit sich die verschiedenen bereichsspezifischen, momentanen Selbstwahrnehmungen subjektiv miteinander vereinbaren lassen oder zueinander in Widerspruch stehen. Der hier angesprochene Verarbeitungsprozeß ist der des *Integrierens* bzw. des *Desintegrierens*, also des Klärens der Vereinbarkeit bzw. Unvereinbarkeit des eigenen Verhaltens in verschiedenen Erfahrungselementen. Dies zeigt sich in sechs Aspekten: Biographische Kontinuität vs. Diskontinuität, Ökologische Konsistenz vs. Inkonsistenz, Konsequenz vs. Inkonsequenz, Echtheit vs. Unechtheit, Individualität vs. Austauschbarkeit und Gleichwertigkeit vs. Ungleichwertigkeit.

Das *Selbstwertgefühl*, als zweite Komponente, entsteht aus der Generalisierung seiner erfahrungsabhängigen Selbstbewertungen (*Haußer* 1995, 34). Kein noch so stabiles positives oder negatives Selbstwertgefühl kann auf Dauer bestehen, ohne von entsprechend bestätigenden Erfahrungen oder Phantasien und Einbildungen neue Nahrung zu bekommen. Die Befindlichkeiten, die zu einem Selbstwertgefühl gehören, sind: Wohlfinden und Selbstzufriedenheit, Selbstakzeptierung und Selbstachtung, Erleben von Sinn und Erfüllung sowie Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Das Selbstwertgefühl baut sich aus drei Quellen auf: eine situative Selbstbewertung wird auf der Basis einer Selbstwahrnehmung zu einem Selbstwertgefühl generalisiert, die Bewertung von Selbstkonzepten und die Bewertung generalisierter Kontrollüberzeugungen. Ausentwicklungspsychologischer Sicht ist hier kritisch anzumerken, daß die erlebten Fremdbewertungen als Quelle des

Selbstwertgefühls nicht berücksichtigt werden, sondern in die Identität durch den „sozialen Spiegel“, als dritter Komponente, verlagert sind.

Das „soziale Selbst“ eines Menschen wird „von außen“ definiert, durch Diskurse „über ihn“. Identität entsteht hier über Interaktion zwischen Menschen anhand von Symbolen (symbolische Interaktionismus). Daher können Menschen, die eine Identität entwickeln, die von gesellschaftlichen Normen abweicht, aufgrund sozialer Zuschreibung stigmatisiert werden. Wichtig für die Identitätstheorie ist für *Haußer* (1995, 39) die begriffliche Unterscheidung zwischen *sozialer, persönlicher* und *Ich-Identität* (*Goffman*). Soziale Identität ist die Typisierung und Klassifizierung eines Menschen durch Andere. Persönliche Identität umfaßt die Identifikationsmerkmale eines Menschen und seine einzigartigen biographischen Daten und Kennzeichen. Ich-Identität ist eine subjektive und reflexive Angelegenheit, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion stehen (*Goffman* nach *Haußer* 1995, 40)

Die *Kontrollüberzeugung* als vierte Komponente.

Unter Kontrollüberzeugung versteht man eine generalisierte Haltung, die eigene Lage beeinflussen zu können oder ihr ausgeliefert zu sein (*Flammer* 1990), persönliche Pläne umsetzen zu können oder hilflos zu sein, mit der Zukunft rechnen oder sie nicht vorhersehen zu können (*Frey, Haußer* 1987, 20). Oder: die generalisierte subjektive Erklärbarkeit, Vorhersehbarkeit und Beeinflußbarkeit, jeweils dimensional gedacht einschließlich des Gegenteils (*Haußer* 1995, 42). Die individuell vorzufindende Ausprägung der Kontrollüberzeugung ist ein erlerntes und modifizierbares Merkmal und hat deshalb für die Supervision eine besondere Relevanz (*Eichert, Petzold* 2003c). Es finden Generalisierungen und Spezifizierungen der Kontrollüberzeugungen statt.

Haußer (1995, 46) fasst zusammen: „Aus der Wahrnehmung, Bewertung und Beeinflussung komplexer Erfahrungsgeflechte entstehen übersituative Generalisierungen von Identität. Selbstwahrnehmungen werden zum Selbstkonzept, Selbstbewertungen werden zum Selbstwertgefühl, und personale Kontrollen werden zur Kontrollüberzeugungen verarbeitet und dabei generalisiert. Generalisiert wird über die Zeit und über Lebensbereiche. Identitätswidrige Erfahrungen können den Umkehrprozeß auslösen: die Spezifizierung von Selbstkonzept, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung. Bei diesen Prozessen des Aufbaus und der Differenzierung menschlicher Identität spielen Einfluß und Rückmeldung durch den sozialen Spiegel eine große Rolle.“

2.4 Identität als motivationale Quelle

Situative Erfahrung und übersituative Verarbeitung ziehen motivationale Konsequenzen nach sich. Dies sind: Innere Verpflichtung, Selbstanspruch in Bedürfnisse und Interessen, Kontrollmotivation, Selbstwertherstellung und Realitätsprüfung sowie Modell der Identitätsregulation.

Die *innere Verpflichtung* bezeichnet die verbindliche innere Haltung, sich auf einen Gegenstand einzulassen, sich zu binden, sich festzulegen, es ernst zu meinen sowie das nach außen gerichtete Engagement gegenüber dem Gegenstand (*Gerad* nach *Haußer* 1995, 49). Sehr wichtig erscheint *Haußer* der Doppelcharakter der „inneren Verpflichtung“ als ein emotionales und motivationales Konzept. Innere Haltung und äußeres Engagement müssen zusammen kommen.

Selbstanspruch in Bedürfnissen und Interessen

Haußer sieht, daß Menschen dazu neigen, ihre idealen Standards im Selbstkonzept und Selbstwertgefühl jeweils immer ausreichend anspruchsvoll zu gestalten, um sie mit den realisierten Standard nicht voll einzuholen. Identitätsrelevant ist ein Bedürfnis oder Interesse eines Menschen dann, wenn es einen subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Selbstanspruch enthält. Außerdem besteht eine Wechselwirkung zwischen Identität und den Interessen eines Menschen. Interessen treffen als subjektive Überzeugungen von anzustrebender Realität auf ein gesellschaftliches Möglichkeitsfeld von Handlungen. Möglichkeiten von „Selbstwirksamkeit“ sind dabei wichtig für Erfahrung personaler Kontrolle.

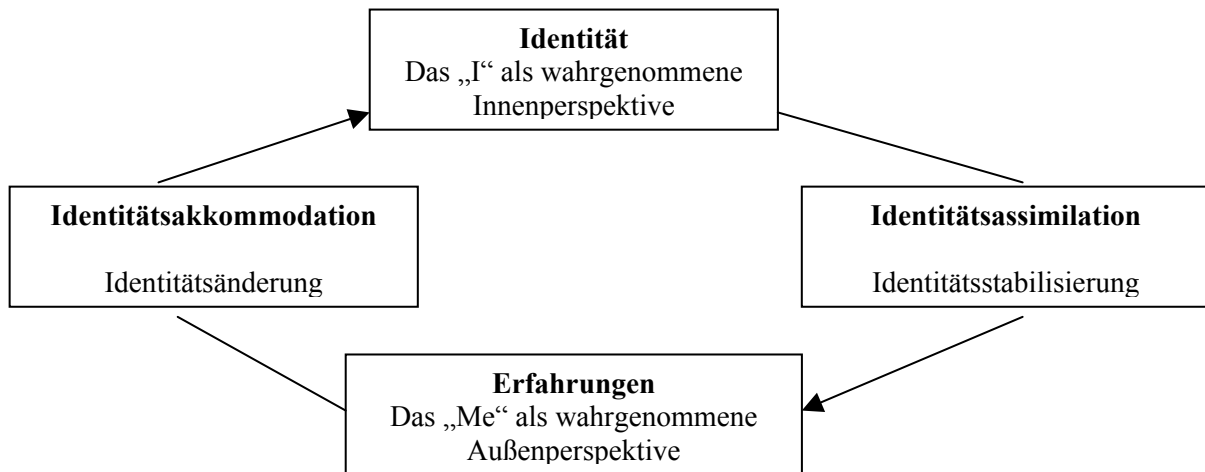
Kontrollmotivation, Selbstwertherstellung und Realitätsprüfung

Kontrollmotivation ist das Bedürfnis, auf subjektiv bedeutsame Gegenstände und ihre Entwicklung Einfluß zu nehmen. Man darf die Kontrollmotivation nicht als ein universelle anthropologisches Grundbedürfnis auffassen. Im *Selbstvertrauen* und *Selbstbewußtsein* liegen die emotionalen Entsprechungen der Kontrollmotivation. Selbstvertrauen betrifft das individuelle Selbstbewußtsein und die soziale Perspektive.

Ein wichtiges motivationales Problem sieht *Haußer* (1995, 57) in der Dialektik zwischen Selbstwertherstellung und Realitätsprüfung (auch „Konsistenzbedürfnis“ genannt). Es geht hierbei um den motivationalen Zwiespalt, die Richtigkeit der eigenen Vorstellungen von realen Gegenstände prüfen zu wollen und dabei zugleich zu einem Ergebnis gelangen zu wollen, welches das eigene Selbstwertgefühl stützt und evtl. sogar erhöht. Mit Konstistenzbedürfnis (auch „Realitätsprüfung“ genannt) ist der Wunsch gemeint, sich Selbstwahrnehmungen und Selbstbewertungen nicht einzubilden, sondern in der Realität bestätigt zu finden.

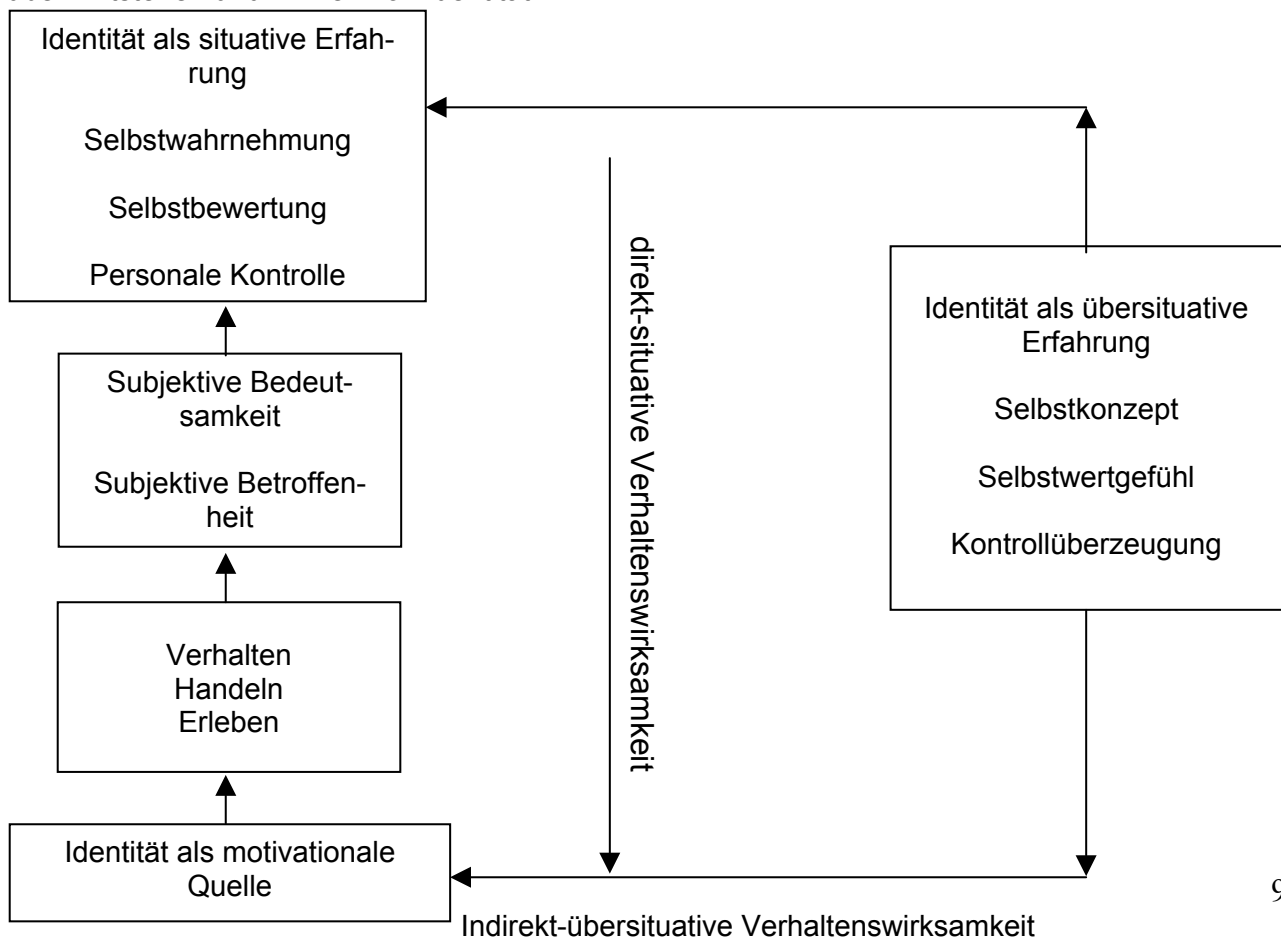
Modell der Identitätsregulation.

Das Modell der Identitätsregulation nimmt das Prinzip des Kreismodells „Modell des Identitätsprozesses“ auf (nach *Haußer* 1995, 63):



Bei diesem Modell ist die kritische Frage nach einem „strukturellen punctum caecum“ zu stellen: „In wie weit kann das „I“, das „Ich“ als „Subjekt des Erkennens“ erkanntes ein und wird die prozessuale Qualität von Ichvorgängen verkannt, indem das „I“ als „Instanz“ der Wahrnehmung einer Innenperspektive stilisiert wird? Das Problem einer Aufteilung in Innen/Außenwahrnehmung (vgl. *Merleau-Ponty* 1945) wird übergangen.

Modell der Identitätsregulation (*Haußer* 1995, 65) als Zusammenfassung von Erkenntnissen über Entstehen und Wirken von Identität.:



Nach *Haußer* (1995, 66) bestimmt sich Identität als die Einheit aus Selbstkonzept, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung eines Menschen, die er aus subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen über Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und personale Kontrolle entwickelt und fortentwickelt und die ihn zur Verwirklichung von Selbstansprüchen, zur Realitätsprüfung und zur Selbstwertherstellung im Verhalten motivieren.

2.5 Empirisch orientierte Identitätsforschung

„Persönliche Identität ist keine Eigenschaft im Sinne eines dauerhaften Besitzes. Identität ist bestenfalls greifbar als momentaner, aber höchst fluktuierender Zustand. Ein Zustand, der nicht einfach da ist, sondern in bewusster Selbstreflexion hergestellt, ja erarbeitet werden muß. Sie benutzt dabei zwar Techniken empirischer Erkenntnis, indem sie introspektiv ihre gespeicherten Erfahrungen abfragt, Beobachtungen der Außenwelt dazu nimmt und vergleicht und so letztlich zu Aussagen über sich selbst kommt, die Aussagen sind aber nie vollständig, nie abschließend gültig“ (*Frey, Haußer* 1987, 11). *Haußer* hat einen Versuch gemacht, Ansatzpunkte herauszuarbeiten, um die „persönliche Identität“ erfahrungswissenschaftlich zu untersuchen. Die Ansatzpunkte sind (*Frey, Haußer* 1987, 11f):

- a. *die Verknüpfung persönlicher Identität mit ganz bestimmten identitätskritischen Lebenslagen.*
Kritische Lebenslagen stellen etwas in Frage und lassen Entscheidungen anstehen. Sie sind in drei Klassen identitätskritischer Lebenslagen zu unterscheiden: die gesellschaftlich periodisierte Krisenlage (z.B. Übergang Schule-Beruf, die „Midlife“-Krise, die „Empty-nest“ Situation, die Pensionierung), die individuelle Krisenlage (z.B. Unfall, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Scheidung, Emigration, Straffälligkeit, Beförderung, Lottogewinn) und die Individuelle Sinnkrise („Will ich so sein?“, „Ist das mein Leben?“);
- b. *die empirische Beschreibung von Identität anhand ausgewählter Definitionsräume.*
Die Ergebnisse der Forschung zeigen unabhängig von ihrer Kategorisierung, daß es viele Definitionsräume gibt. Es treten immer wieder eine begrenzte Zahl zentraler oder typischer Definitionsräume hervor. Innerhalb eines Definitionsraums läßt sich Identität empirisch erfassen, z.B. am Beispiel von Geschlechtsidentität, Rasse, Kulturkreis, Jugend, Arbeit und Beruf, Gesundheit, Kriminalität, Nationalität (vgl. *Frey, Haußer* 1987, 15). „Die Prozesse der Herstellung von Identität bzw. Teilidentitäten, die Selektion von Designata und die Herstellung von Relationen zwischen ihnen, der Umgang mit Widersprüche, kurz: die aktive Gestaltung und Darstellung von Identität ist Gegenstand sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung“ (*Frey, Haußer* 1987, 16);
- c. *die Analyse des dynamischen Prozesses der Herstellung und Darstellung von Identität selbst.* Dies bedeutet zwischen Außen und Innen Relationen aufzubauen. Wird die Identitätsdynamik selbst zum Forschungsgegenstand gemacht, dann lassen sich demnach vier Identitätsprobleme unterscheiden, nämlich die Frage:
 - o nach der Relation zwischen Außen- und Innenperspektiven (Realitätsproblem)
 - o nach der Relation zwischen verschiedenen Elementen innerhalb der Innenperspektive (Konsistenzproblem)
 - o nach Stabilität und Wandel dieser Elemente (Kontinuitätsproblem)
 - o nach der Herstellung und Darstellung einer einmaligen, einzigartigen Identität (Individualitätsproblem)

Frey und Haußer (1987, 17) stellen fest, daß *Harré* die Beziehung zwischen Außen- und Innenperspektive zu einem zirkulären Prozeß geordnet hat, der sich als allgemeines Paradigma zur Analyse der Identitätsdynamik verwenden läßt. Der Übergang zwischen Außen nach Innen nennt er „Appropriation“, es folgt die „Transformation“ (diese Prozesse sind die innerhalb des Selbst ablaufenden Informationsverarbeitungen), und danach die „Publication“ (die Darstellung nach außen).

Neben der Herstellung von zeitlicher Kontinuität erfordert auch die sozialwissenschaftliche Analyse der Herstellung von zeitlicher Kontinuität und übersituativer Konsistenz die konzeptuelle Differenzierung zwischen „sozialem Selbst“ und „privatem Selbst“.

Den Umgang mit Diskrepanzen in Form zeitlicher Merkmalveränderungen oder situativ unterschiedlicher Verhaltensweisen werden als „Balanceleistungen“ beschrieben. Empirische Ergebnisse dazu findet man in der Attributionsforschung (*Flammer* 1990);

- d. *die Klärung der Identitätsstruktur im Sinne kognitiver, emotionaler und motivationaler Aspekte.*
Neuere Identitätsforschungen zeigen die Selbständigkeit und Vielschichtigkeit von Selbstwertgefühl als einer eigenen Identitätskomponente. Identität wird hier als Selbstkonzept aufgefaßt und damit als *kognitives* Selbstbild einer Person (Frey, Haußer 1987, 20).
Das Selbstwertgefühl entwickelt, stabilisiert und ändert sich als generalisierte *emotionale* Komponente von Identität über dreierlei Wege (Frey, Haußer 1987, 20). Situative Selbstbewertungen, welche sich auf Selbstwahrnehmungen beziehen, können zu einem Selbstwertgefühl verdichtet werden (wiederum werden die erlebten Fremdbewertungen nicht berücksichtigt). Ein zweiter Weg des Aufbaus und der Modifikation des Selbstwertgefühls ist die Bewertung von Aspekten des Selbstkonzeptes. Die positive Bewertung eigener Kontrollüberzeugungen ist der dritte Weg zur Rekrutierung des Selbstwertgefühls.
Die *motivationale* Identitätskomponente ist die Kontrollüberzeugung..

2.6 Zusammenfassung

Der Kern von *Haußers* Theorie ist, daß situative, subjektive bedeutsame Erfahrungen, selbstreflexiv verarbeitet und generalisiert werden. Er sieht die Identität sowohl als Ergebnis wie Bedingung. Die drei Komponenten von Identität laufen:

- kognitiv: von Selbstwahrnehmung zum Selbstkonzept
- emotional: von Selbstbewertung zum Selbstwertgefühl
- motivational: von personaler Kontrolle zur Kontrollüberzeugung

Den Ansatz für eine empirische Identitätsforschung sieht *Haußer* in der Verknüpfung persönlicher Identität mit ganz bestimmten identitätskritischen Lebenslagen, in der empirischen Beschreibung von Identität anhand ausgewählte Definitionsräume, in der Analyse des dynamischen Prozesses der Herstellung und Darstellung von Identität selbst und in der Klärung der Identitätsstruktur im Sinne kognitiver, emotionaler und motivationaler Aspekte.

Diese höchst differenzierte sozialwissenschaftliche Identitätstheorie, die sich durch sozialpsychologische Forschung in einigen Bereichen (keineswegs in allen) stützen läßt, eignet sich gut für die Fundierung supervisorischer Arbeit, weil sie die Identitätsdynamiken sowohl auf der Ebene des PatientInnensystems als auch auf der Ebenen des SupervisorInnensystems gerade auch anhand der Interaktion dieser Systeme transparent und untersuchbar macht, bis hin zur Konzipierung theoriegeleiteter Interventionen zur Förderung von Identitätsprozessen auf allen Ebenen eines „Mehrebenensystems“ (Petzold 1998a), wie es für die Supervision charakteristisch ist. Die hohe Anschlußfähigkeit des Ansatzes von *Haußer* an sozialpsychologische Mainstreamtheorien etwa zur Theorie der Selbstkonzepte (Filipp 1979), Kontrollmeinungen oder der Attribution (Flammer 1990; Stroebe et al. 2002) macht ihn für eine sozialpsychologisch orientierte Supervision besonders geeignet.

3 Die Identitätsauffassung von *Heiner Keupp*

3.1 Einleitung

Seit Ende der achtziger Jahre befasst *H. Keupp* sich mit dem Identitätsthema. Sein Thema war die „Suche nach der verlorenen Identität“ (vgl. *Keupp* 1997, 11). Er hat sie zwar nicht gefunden, aber entwickelte eine spezifische Idee mit dem Begriff der „Patchworkidentität“. Er beschreibt dies (*Keupp* 1997,12) als einen Versuch, sich von einer substantialistischen Vorstellung von Identität zu verabschieden, die als „Akkumulation innerer Besitzstände“ zu charakterisieren wäre, und eher eine alltägliche „Identitätsarbeit“ ins Zentrum zu rücken, in der Subjekte ihr Gefühl für sich selbst bzw. ihr Verständnis von sich selbst suchen und konstruieren. Distanz zu den gängigen normativen Erwartungen war beabsichtigt, und darunter kann gelungene Identitätsbildung verstanden werden. Im Vordergrund seiner Theoriebildung steht die Frage, ob wir das Thema der kollektiven Identität mit dem „Wir-Gefühl“ übersehen haben. In welcher Form muß es in das Nachdenken und Forschen über Identität integriert werden? *Keupp* (1997, 13f) versucht darzustellen, daß es nicht dumpfe „Wir-Gefühle“ sind, die die Identitätsbildung als Basis braucht, sondern die Erfahrung der basalen Anerkennung der Person. Identität entsteht in einem „dialogischen Prozeß“. In unserer Kultur wird sie aber zumeist monologisch gedeutet. *Petzold* (2001p) greift hier noch weiter, wenn er auf die prinzipielle multiple Vernetztheit sozialer Situationen (*Hass, Pezold* 1999) verweist, in der es fortwährend zu *POLYLOGEN* Diskurse und Narrationen nach vielen Seiten“ (ders. 2002c) kommt, wie es besonders in Supervisionsituationen in die Horizontale der Gruppen- oder Teamsupervision oder die Vertikale der Mehrebenenstruktur gegeben ist (ders. 1998a).

3.2 *Keupp* und *Erikson*

Keupp (1997) geht davon aus, daß wir auf einige fundamentale Einsichten von *Erikson* angewiesen sind. Von dem Konzept der Kontinuität, Kohärenz und Identität distanziert er sich. *Heiner Keupp* beschreibt zunächst die breite Resonanz, die *Erikson* mit seinem Modell erreicht hat und betont das Integrationskonzept als positiv. Das psychosoziale Moratorium erscheint ihm für plausibel und zutreffend. Dann kritisiert er, daß *Erikson* das Modell der bürgerlichen Sozialisation vor Augen hatte, heute aber nicht einmal mehr die Jugendlichen der bürgerlichen Sozialschichten in diesem Schema Platz finden. Weiter erörtert er: „Für eine immer größere Anzahl von Jugendlichen zeichnet sich kein Ende des Moratoriums ab, sie können im Sinne von *Erikson* nicht erwachsen werden“ (*Keupp* 1988, 431). Ihnen fehlt: die berufliche Integration, die klein-familiäre Basis etc.. *Keupp* ist der Meinung daß das Modell von *Erikson* in der Modernen erweitert werden muß, da es dringende gesellschaftliche Gründe gibt. Diese Gründe haben mit Krisenerfahrungen, Heimat- und Ortslosigkeit zu tun. (vgl. *Keupp* 1999, 26)

3.3 Die Diskursebenen

Keupp beschreibt fünf Spannungsfelder der Identitätsdiskussion (auch „Diskursebenen“ genannt) aus der Perspektive der subjektiven Konstruktion von Identität. Hier geht es um einen Ordnungsversuch der verschiedenen existierenden Identitätstheorien. *Keupp* selbst versteht sich als Vertreter einer Position der Moderne. Er betont, daß die Felder oder Diskursräume nicht getrennt voneinander existieren, sondern daß es eine Vielzahl von Überschneidungen (*Keupp* 1999, 64) gibt.

Keupp (1999, 107) betont die Wichtigkeit des situativen Bezugs zu den verschiedenen sozialen Lebenswelten zur Herstellung von Identität und zur Beschäftigung mit konkreten Interaktionspartner und –situationen (und damit zur Frage der *Alterität*)

Die fünf Spannungsfelder der Identitätsdiskussion (Keupp 1999, 69):

<i>Anthropologische Konstante</i> Die Identitätsfrage ist zeitlos	<i>Frage der Moderne</i> Die Identitätsfrage ist ein Problem der gesellschaftlichen Moderne
<i>Derselbe bleiben</i> Identität bezeichnet ein So-sein, etwas Wesenhaftes	<i>Sich selber finden</i> Identität ist bezogen auf einen Such- und Entwicklungsprozess, auf ein Sich-selbst-Finden
<i>Gefährliche Vielfalt</i> Identität braucht Kohärenz und Kontinuität.	<i>Vielfalt als Chance</i> Erst Vielfalt des Selbsterlebens macht Kohärenz und Identität möglich
<i>Personaler Fokus</i> Identität meint die Singularität	<i>Soziale Konstruktion</i> Identität und Alterität sind untrennbar verbunden.
<i>Basale Identität</i> Identität beruht auf basalen innerpsychischen Prozessen, einem Identitätsgefühl.	<i>Narrative Identität</i> Identität ist sozial konstruiert. Das Medium der Konstruktion ist Sprache. Die Strukturierung geschieht erzählend, <i>narrativ</i> .

3.4 Schlüsselfragen der Identitätsarbeit

Keupp (1999, 109 f) beschreibt verschiedene Schlüsselfragen/Themen, mit denen er sich auseinander gesetzt hat. Dies sind u. a. : „Identität und Erwerbsarbeit“, „Identität und Intimität“, „Identität und soziale Netzwerke“, „Kulturelle Identität“ und „Das Zueinander der Lebensbereiche – lebensweltliche Verknüpfung“. In Rahmen dieser Arbeit werden die Themen: „Identität und Erwerbsarbeit“ und „Identität und soziale Netzwerke“ näher beschreiben.

Identität und Erwerbsarbeit

Auffällig ist wie stark im Arbeitsbereich die individuellen Identitätsprojekte auf internen und externen Verknüpfungen beruhen, so als befänden sie sich in einem permanenten inneren und äußeren Diskussions- und Verhandlungsprozeß. Keupp (1999, 128) kommt zu den folgenden fünf Ergebnissen:

- Angesichts einer zunehmenden Optionalität und einer gleichzeitigen Verknappung von Arbeit kommt es zur Destandardisierung der Erwerbsbiographie. Die normale Berufsbiographie als Grundlage einer festen Berufsidentität gibt es kaum noch. Arbeitsidentität wird über mittelfristige Projekte hergestellt, die aufgegeben, umschrieben, aber auch nach längere Zeit wieder aufgegriffen werden können.
- Eine an einem bestimmten Berufsbild oder die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe oder einen Betrieb orientierte berufliche Identität wird zunehmend von einer an bestimmte Arbeitsorientierungen, individuelle Kompetenzen und Sinn-Ansprüche festgemachten Arbeitsidentität abgelöst. Die *Erosion* anderer sinnstiftender Instanzen verleiht der Arbeit eine herausgehobene Rolle für die Identitätsentwicklung junger Erwachsener.
- Während die Ansprüche an Arbeit gestiegen sind und Erwerbsarbeit für Teile der Identitätsentwicklung sogar an Stellenwert gewonnen hat, verliert Arbeit im Kontext lebensweltlicher Verschränkung an Dominanz. Arbeit ist wichtiger und unwichtiger zugleich geworden.
- Gerade weil die Teilhabe an Erwerbsarbeit und das damit verbundene Einkommen die soziale Position von Menschen in der Gesellschaft bestimmen, bleibt sie zentral in der Identitätsarbeit. Erwerbslose schichten ihre Identität nicht einfach um. Gerade mit und wegen der Verknappung von Arbeit wächst ihre Bedeutung für die Identitätsentwicklung.

- Erwerbsarbeit vermittelt zentrale Erfahrungen von Anerkennung und von Selbstverwirklichung. In beiden Dimensionen ist sie *sinnstiftende Instanz* und unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht zu ersetzen. Es ist eine spezifische Form von sozialer Zugehörigkeit und Einbindung, die über Arbeit vermittelt wird.

Identität und soziale Netzwerke

Keupp beschreibt immer wieder, wie wichtig die „sozialen Netzwerke“ (Hass, Petzold 1999) sind. Er sieht die soziale Integration in dieser Gesellschaft als wesentlich, da sie von der Beteiligung an Erwerbsarbeit und /oder der Verfügbarkeit von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital befördert wird. Die Verankerung von Identitätsprojekten in sozialen Netzwerken erfolgt neben der Identifikation mit Modellen der Herkunftsfamilie vor allem über folgende Prozesse (Keupp 1999, 167):

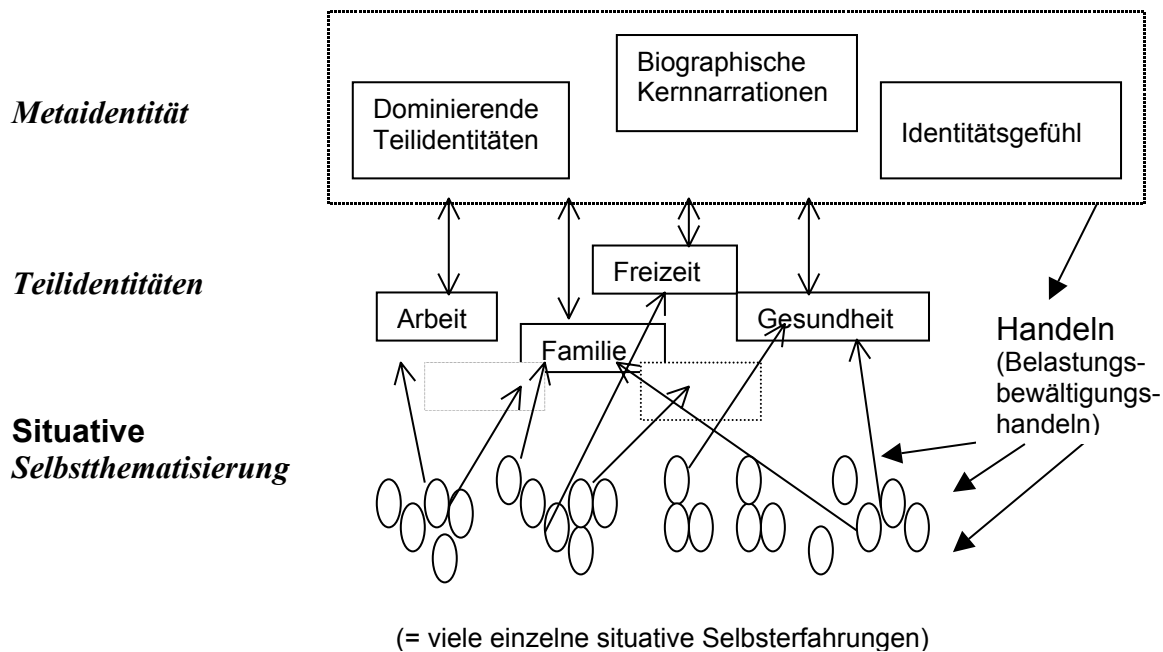
- Die Position des „signifikanten Anderen“. Neben dem Intimpartner gibt es in den meisten Netzwerken zumindest eine Person, die als „bester Freund“ oder „beste Freundin“ genannt wird und deren Meinungen zu den eigenen Identitätsprojekten ausführlich besprochen wird. Dies können auch etwas ältere „Mentoren“ sein. Sie verkörpern häufig eine ungelebte Option der Person.
- Identitätsprojekte werden in den Netzwerken *narrativ* verankert. Es braucht eine plausible Erzählung zu ihrer Begründung, und die sozialen Netzwerke liefern die Begründung. Selbsterzählungen werden ausprobiert, ihre Plausibilität und Überzeugungskraft überprüft und auf diesem Weg Identität durch andere bestätigt. Eine identitätsrelevante Narrationstheorie wird hier ein Desiderat, wurde von Keupp aber noch nicht in ausgearbeiteter Form vorgelegt (vgl. Petzold 2003g).
- In bezug auf ihre Netzwerke beschreiben junge Erwachsene sich in einer bestimmten Position, die mit mehr oder weniger Handlungsfähigkeit einhergeht.

Das Ziel von Identitätsarbeit ist die Herstellung eines Passungsverhältnisses zwischen der Person und ihrer sozialen Welt. Soziale Netzwerke werden so gestaltet, daß die Identitätsprojekte einer Person darin Einbindung, Anerkennung und Unterstützung finden.

3.5 Konstruktionen der Identitätsarbeit

- „Identitätsarbeit“ ist als die Arbeit zu verstehen, in der das Subjekt seine Identität aufbaut und stabilisiert (Petzold 1991o). Nach Keupp (1999, 217) ist sie ein evaluativer Prozeß, innerhalb dessen die Person ihre Erfahrungen integriert, interpretiert und bewertet. Dieser Prozeß, mit dem ein Subjekt alle seine es selbst betreffenden Erfahrungen reflektiert, führt neben den situationalen Selbstthematierungen im wesentlichen zu vier weiteren Konstruktionen:
- Über die Reflexion situationaler Selbsterfahrungen und deren Integration entstehen *Teilidentitäten*.
- Über die Verdichtung biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematierung und der Teilidentitäten entsteht das *Identitätsgefühl* einer Person.
- Der dem Subjekt bewußte Teil des Identitätsgefühls führt zu einer *narrativen Verdichtung* der Darstellung der eigenen Person, den biographischen *Kernnarrationen*.
- Alle drei Ergebnisse der Identitätsarbeit schließlich münden in dem, was wir als *Handlungsfähigkeit* bezeichnen. Diese hat eine innere und eine äußere Komponente und markiert die Funktionalität der Identitätsarbeit für das Handeln eines Subjektes.

Die folgende Abbildung (Keupp 1999, 218) symbolisiert das Beziehungsverhältnis der Teilkonstruktionen der Identitätsarbeit. Alle Konstruktionen unterliegen dabei einem fortlaufenden Veränderungsprozeß, das heißt, sie sind mehr oder minder stabil.



Teilidentitäten

Keupp (1999, 218) stellt dar, daß das Ergebnis der Integration selbstbezogener situationaler Erfahrungen ein Bild ist des Subjekts von sich selbst, in dem die vielen Facetten seines Tuns übersituative Konturen erhalten (= Teilidentitäten). Es gibt fünf zentrale Erfahrungsmodi des Selbst, diese formen dann die Standards für die Entwicklung von Teilidentitäten. Dies sind die kognitiven Standards, sozialen Standards, emotionalen Standards, körperorientierten Standards und produktorientierten Standards. Alle Konstruktionen der *Identitätsarbeit* unterliegen einem fortlaufenden Veränderungsprozeß. Ihre Stabilität beschränkt sich auf bestimmte Phasen. Die Teilidentitäten können sich substantiell verändern oder es können neue hinzu kommen.

Identitätsgefühl

Das Identitätsgefühl entsteht aus der Verdichtung sämtlicher biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematizierung und der Teilidentitäten (Keupp 1999, 225). Das Identitätsgefühl enthält sowohl Bewertungen über die Qualität und Art der Beziehung zu sich selbst (Selbstgefühl) als auch Bewertungen darüber, wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann (Kohärenzgefühl). Die summierte und verdichtete Erfahrung besteht analytisch gesehen aus: dem Selbstgefühl, mehr oder weniger anerkannt zu sein und dem Kohärenzgefühl, ob und wie es gelungen ist, über bestimmte Identitätsprojekte qualitativ, gemäß des eigenen Standards befriedigende Formen von Anerkennung zu erfahren. Je biographisch weiter diese Erfahrungen zurückliegen, desto rudimentärer und basaler werden sie.

Biographische Kernnarration

„Teilidentitäten und insbesondere das Identitätsgefühl sind komplexe Identitätsgebilde, die dem Subjekt nur zum Teil bewußt sind und die immer nur in Abschnitten anderen erzählt werden können“ (Keupp 1999, 229). Um die Erzählung, die Narration auf dem Punkt bringen zu können gibt es Konstruktionsregeln. Diese fünf Charakteristika sind: Sinnstiftender Endpunkt, Einengung auf relevante Ereignisse, Narrative Ordnung der Ereignisse, Herstellung von Kausalverbindungen und Grenzzeichen. Biographische Kernnarration ist das Ergebnis der narrativen Anstrengung, die mehr oder weniger gelingt.

Handlungsfähigkeit

„Handlungsfähigkeit stellt die allgemeinste Rahmenqualität eines menschlichen und menschenwürdigen Daseins dar, indem die Verfügbarkeit und Gestaltbarkeit von Lebensbedingungen den Gegensatz zu Gefühlen des Ausgeliefertseins an die Verhältnisse von Angst und Unfreiheit bildet“ (Keupp 1999, 236). Hierbei spielt das „Kohärenzgefühl“ – ein Konzept, das von Antonovsky (1979) inauguriert wurde und im sozialinterventiven Ansatz der Integrativen Therapie und Supervision eine wichtige Rolle spielt (Lorenz 2004; Petzold 1992a). Im Kohärenzsinn drückt sich der verstehensorientierte Aspekt am stärksten aus, der sinnorientierte Aspekt, wie auch der umsetzungsorientierte Aspekt. Da das Kohärenzgefühl zugleich den Status einer gene-

ralisierten Bewältigungsressource hat, kann es auch als wichtiger Teil der geforderten Kompetenz der Handlungsregulierung gelten.

3.6 Die Patchworkidentität

Die bildhafte Definition der Patchworkidentität, die *Keupp* als Weiterführung der klassischen Gedanken zur Identität eingeführt hat, lautet folgendermaßen: "Die klassischen Patchworkmuster entsprechen dem klassischen Identitätsbegriff. Da sind geometrische Muster in einer sich wiederholenden Gleichförmigkeit geschaffen worden. Sie gewinnen eine Geschlossenheit in diesem Moment der durchstrukturierten Harmonie, in einem Gleichgewichtszustand von Form- und Farbelementen. Der „Crazy Quilt“ hingegen lebt von seiner überraschenden, oft wilden Verknüpfung von Formen und Farben, zielt selten auf „bekannte Symbole und Gegenstände“ (*Keupp* 1988, 432). Beachtenswert ist, das trotz der unvorhersehbaren und wirren Formen (Individualität) eine Ganzheit entsteht: anstatt einer völligen Auflösung in Teilelemente - ein Fleckerlteppich bleibt ein Teppich" (*Mey* 1999, 69). Trotz des Zugewinns von kreativen Lebensmöglichkeiten, ist eine innere Kohärenz der Patchworkidentität nicht abhanden gekommen. „Kohärenz ohne Identitätszwang ist ein kreativer Prozeß von Selbstorganisation.“ (*Antonovsky* nach *Keupp* 1988, 433)

Dieser Prozeß kann nicht in Einsamkeit erreicht werden, sondern nur als gelungene Verknüpfung einer Person mit anderen. Die Wechselbeziehung zwischen Individuum und Gesellschaft spielt also auch für *Keupp* eine wesentliche Rolle. Allerdings sind die gesellschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen neuerdings von zentraler Bedeutung. Die Patchwork-Metapher hat eine bedeutende Vorform im Begriff der „*bricolage*“ von *Claude Lévi-Strauss*, wir im Integrativen Ansatz wegen ihr „Prozessualität“ den Vorzug gegeben haben. „*Bricolage*“ (*Lévi-Strauss* 1972, 29ff) ist eine „sophisticated experimentation“, eine „ingeniös-intuitive, höchst kenntnisreiche und zugleich kreative Suchbewegung, Erfindungs- und Erprobungsarbeit - die Übersetzung mit „Bastelarbeit“ greift zu kurz (*Petzold* 2003e). Identitätsarbeit ist oft genug „*Bricolage*“ und Supervision hat die Aufgabe, Menschen – Therapeuten, Berater und über diese Patienten und Klienten in dieser kreativen *bricolage* zu unterstützen.

3.7 Identität und Gesundheit

In einen Vortrag (*Keupp*, 1999) kommt *Keupp* zu folgenden Ergebnissen: „Auf der Basis unserer eigenen Forschung zu Identität und Gesundheit komme ich zu der These, daß Kohärenz für die alltägliche Identitätsarbeit von Menschen eine zentrale Bedeutung hat, deren Fehlen zu schwerwiegenden gesundheitlichen Konsequenzen führt. Auf der Basis dieser Befunde sehe ich mich in meiner Annahme bestätigt, daß das Kohärenzprinzip für die Identitätsbildung nicht zur Disposition gestellt werden darf. Aber die soziokulturellen Schnittmuster für Lebenssinn oder Kohärenz haben sich dramatisch geändert. Die individuellen Narrationen, in denen heute Kohärenz gestiftet wird, schöpfen immer weniger aus den traditionsreichen ‚Meta-Erzählungen‘. Sie müssen in der ‚reflexiven Moderne‘ individualisiert geschaffen werden. An diesen individualisierten Geschichten wird aber auch deutlich, daß die *Welsch*’sche Aussage, daß die „verschiedenen Subjektanteile nicht von außen, sondern von *innen* verbunden (sind)“ nur dann richtig ist, wenn dazu gesagt wird, daß der Erzählstoff nicht allein in den Subjekten entsteht, sondern uns kulturell angeliefert wird. Wir werden mit vielfältigen Angeboten neuer kulturell vorgefertigter Erzählmuster überschüttet, die unter dem Versprechen von Individualität und Authentizität neue Standardisierungen anmessen. Hier spielt vor allem die vielstimmige und multimediale ‚Kulturindustrie‘ eine wachsende Rolle. Auch der Gesundheitsbereich ist davon unmittelbar betroffen.“

3.8 Die Bedingungen einer produktiv-kreativen Identitätsarbeit

Im weiteren Nachdenken über die Bedingungen hat *Keupp* (1997,19ff) fünf Bedingungen einer produktiv-kreativen Identitätsarbeit formuliert, um aus Fragmenten ein Identitätsmuster gestalten zu können:

1. Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf *materieller Ressourcen*.
2. Wenn wir die sozialen Baumeister unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, dies sind die *sozialen Ressourcen* (wobei gefragt werden muß, ob eine ressourcentheoretische Fundierung nicht weiter greifen muß, vgl. *Petzold* 1997p). Heute sind das eigeninitiierte soziale Beziehungen wie: Freundeskreise, Nachbarschaftsaktivitäten, Interessengemeinschaften, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. „Es zeigt sich zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiativen Beziehungsarbeit. ArchitektIn und BaumeisterIn des eigenen Lebensgehäuses zu werden, ist aller-

dings für uns nicht nur Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft. Es hat sich ein tiefgreifender Wandel von geschlossenen und verbindlichen zu offenen und zu gestalten- den sozialen Systemen vollzogen. Nur noch in Restbeständen existieren Lebenswelten mit geschlossener weltanschaulich-religiöser Sinnggebung, klaren Autoritätsverhältnissen und Pflichtkatalogen. Die Mög- lichkeitsräume haben sich in einer pluralistischen Gesellschaften explosiv erweitert. In diesem Prozeß stecken enorme Chancen und Freiheiten, aber auch zunehmende Gefühle des Kontrollverlustes und wachsende Risiken des Mißlingens“ (Keupp, 1999).

Die empirische Netzwerkforschung (Diewald 1991; Hass, Petzold 1999) läßt andere Bilder entstehen, und wir erkennen ein erhebliches Potential von Alltagssolidarität durch soziale Netzwerke.

3. Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des „richtigen Lebens“, sondern die *Fähigkeit zum Aushandeln* ist notwendig. Die – weil sie keineswegs immer gegeben ist – auch zuweilen der Unterstützung durch Methodologien der Beratung, wie Supervision, Coaching, Mediation (Petzold 2003f) erfordert. Das macht allerdings eine „Theorie der Prozesse des Aushandeln“ erforderlich (ders. 1978c). Wenn es in unserer Alltagswelt außer einigen Grundwerten keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, wenn wir keinen Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege neu aushandeln.
4. Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objektiven Zugewinn *individueller Gestaltungs- kompetenz*, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Ver- knüpfung und Kombination multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes "Möglichkeitssinns", den *Robert Musil* im "Mann ohne Eigenschaften" entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem "Gehäuse der Hörigkeit" (*Max Weber*) und führt uns an den Punkt, den *Christa Wolff* (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: "Freude aus Verunsicherung ziehen". Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skepti- schen Frage: "Wer hat uns das je beigebracht?" (eadem).
5. Die genannten psychischen, sozialen und materiellen Ressourcen und Kompetenzen haben ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens zur Bedingung, ein *Urvertrauen zum Leben und seinen ökologischen Voraussetzungen*. Das Gegenbild dazu ist die Demoralisierung, der Verlust der Hoffnung, in der eigene Lebenswelt etwas sinnvoll gestalten zu können

3.9 Zusammenfassung

Das Modell von *Heiner Keupp* geht von der derzeitigen Instabilität der gesellschaftlichen Voraussetzungen für die individuellen und kollektiven Lebensvollzüge aus. Dadurch entsteht „multiple Identität“ durch parti- kularisierte Lebenssituationen und dabei wird die Auflösung der Ganzheit nicht mehr als Verlust erfahren. Er tritt dafür ein, die „Identität als Projekt“ zu sehen. Um dies zu realisieren, müssen Veränderungen auftreten: an die Stelle des Planers tritt der ‚Bastler‘, der ‚Homeworker‘, der sich seine eigene ‚Identität‘ zusam- menbaut. Dies ist ein kreativer, souveräner Prozeß der ‚Identitätsarbeit‘, diese Arbeit gleicht einem Flik- kerlteppich. *Keupp* sieht die Patchwork-Identität als alltägliche Identitätsarbeit, wobei materielle und soziale Ressourcen die Voraussetzung für ein offenes Identitätsprojekt und die sozialen Netzwerke Grundlage von Identitätsarbeit sind.

Keupp (1997, 34) faßt Identität noch einmal so zusammen: „Identität ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges ‚Gefühl von Identität‘ zu erzeugen. Basale Voraussetzungen für dieses Gefühl ist soziale Anerkennung und Zugehörigkeit. Alltägliche Identitätsarbeit hat die Aufgabe, die Passungen und die Verknüpfungen unterschiedlicher Teilidentitäten vorzunehmen. Qualität und Ergebnis der Identitätsarbeit hängen von den Ressourcen einer Person ab, von individuell-biographisch fundierten Kompetenzen über die kommunikativ vermittelten Netzwerkressourcen bis hin zu gesellschaftlich- institutionell vermittelten Ideologien und Strukturvorgaben.“

Die Theorie von *Keupp* bietet für die Aufklärung supervisorischer Fragestellungen und Probleme differen- zierte theoretische und praxeologische Perspektiven, weil sie Flexibilitätsanforderungen der Moderne und die Dynamik individueller Prozesse der Identitätsarbeit und -bildung, die Interaktion zwischen „*Person, Rolle/Identität und Institution*“ – Kernmoment supervisorischer Prozesse - durchschaubar macht in einer Weise, die eine supervisorische Analyse und Begleitung der Prozesse von KlientInnen und SupervisorInnen auf höchstem Niveau ermöglichen könnte. Sie verbindet sozialwissenschaftliche Perspektiven mit an- spruchsvollen Konzeptionen einer „klinischen Sozialpsychologie“ und postmoderner gesellschaftstheoreti- scher Betrachtung. Leider findet sich bei der Mehrzahl der supervisorischen Mainstreamansätze kein Theor- ieniveau, das von seinem Elaborationsgrad her zu einer Theorie wie der von *Keupp* eine Anschlußfähigkeit

bieten würde. Hier müßten erhebliche theoretische und praxeologische Anstrengungen unternommen werden, um in der supervisorisch relevanten Identitätsfrage Anschluß an die sozialwissenschaftlichen Theoriestände zu finden. Die *Goffmansche* Identitätstheorie bzw. Stigmatheorie geht in die Anfänge der sechziger Jahre zurück. Umso verwunderlicher ist es, daß in der Supervisionsliteratur kaum auf sie Bezug genommen wird, zumal es in psychosozialen Bereichen sehr oft um Fragen der Stigmatisierung von KlientInnen und „Kostigmatisierung“ von Helfern, die mit solchen Problemgruppen arbeiten (*Belardi* 1991), geht.

4. Das Identitätskonzept nach *Goffman*

Goffman (1975) entwickelte in seiner Identitätstheorie ein dreiwertiges Konzept von Identität, bestehend aus der sozialen, der persönlichen und der Ich-Identität.

4.1 Soziale Identität (social identity)

Unter „sozialer Identität“ versteht *Goffman* zugeschriebene Merkmale, die sich aus den sozialen Rollen einer Person ergeben, welche ein Individuum zu verkörpern und darzustellen verpflichtet ist. Die soziale Kategorie „Identität“ besitzt für die Gruppenzugehörigkeit von Menschen eine Orientierungsfunktion: z.B. Student, Körperbehinderter, Arzt. Sofern die Angehörigen der Personenkategorie durch ein unerwünschtes Merkmal gekennzeichnet sind, kann dies ein Aufhänger für „Stigmatisierungen“ werden.

Stigmatisierung bedeutet, eine Person bzw. Personengruppe mit Eigenschaften zu versehen, die diese Personen als abweichend, negativ auffällig, beeinträchtigt oder marginal erscheinen lassen (*Goffman*, 1963). Dieses Stigma führt über den Prozeß der sozialen Etikettierung zu einer sozialen Abwertung und Ausgrenzung der Personengruppe.

Stigmatisierung beschreibt den Prozeß der retrograden und perspektivischen Zuschreibung eines gesellschaftlich weitgehend geteilten, negativen Konstruktes (Stigma). Aus dieser Zuschreibung heraus leitet die Umwelt eine spezifische Rollenerwartung ab. Als Bindeglied zwischen dem allgemeinen Stigma und der individuell übertragenen Rollenerwartung fungiert eine neue, von der Umwelt der stigmatisierten Person definierte Identität. Diese neue Identität wird parallel mit dem Stigma der betroffenen Person zugeschrieben und überlagert die bislang existierende Identität der Person. *Goffman* (1975, 9) sieht, dass die Gesellschaft die Mittel zur Kategorisierung von Personen und den kompletten Satz von Attributionen schafft, die man für die Mitglieder jeder dieser Kategorien als gewöhnlich und natürlich empfindet.

„Der Terminus Stigma wird also in Bezug auf eine Eigenschaft gebraucht werden, die zutiefst diskreditierend ist, aber es sollte gesehen werden, daß es einer Begriffssprache von Relationen, nicht von Eigenschaften bedarf. Ein und dieselbe Eigenschaft vermag den einen Typus zu stigmatisieren, während sie die Normalität eines anderen bestätigt, und ist daher als ein Ding weder kreditierend noch diskreditierend“ (*Goffman* 1975, 11).

Goffman beschreibt drei verschiedene Typen von Stigma.

1. Die verschiedenen physischen Deformationen.
2. Die individuellen Charakterfehler (wie Willensschwäche, beherrschende oder unnatürliche Leidenschaften, tückische und starre Meinungen und Unehrenhaftigkeit, welche alle aus einem bekannten Katalog hergeleitet werden (z.B. von Geistesverwirrung, Gefängnishaft, Sucht, Alkoholismus, Homosexualität, Arbeitslosigkeit, Selbstmordversuchen und radikalem politischen Verhalten).
3. Die phylogenetischen Stigmata (Rasse, Nation und Religion).

4.2 Persönliche Identität (personal identity)

Die persönliche Identität basiert auf Merkmalen, nach denen eine Person als „Individuum von allen differenziert werden kann“ (ebd., S. 74). Sie ergibt sich also aus der Einzigartigkeit eines jeden Menschen, die in direkter Verbindung mit der jeweils einzigartigen Biographie steht. Zentral ist dabei der Aspekt der „*Identifizierung*“ einer bestimmten Person, wie dies beispielsweise durch einen Personalausweis geleistet wird. *Goffman* (1975, 74) beschreibt weiter: „Persönliche Identität hat mit der Annahme zu tun, daß das Individuum von allen anderen differenziert werden kann und dass ringsum dieses Mittel der Differenzierung eine einzige kontinuierliche Liste sozialer Fakten festgemacht werden kann, herumgewickelt wie Zuckerwatte,

was dann die klebrige Substanz ergibt, an der noch andere biographischen Fakten festgemacht werden können“.

Informationen über *persönliche Identität* sind oft so, daß sie sich genau dokumentieren lassen. Sie kann deshalb dazu benutzt werden, sich gegen potentielle falsche Darstellung sozialer Identität abzusichern.

Normen hinsichtlich „persönlicher Identität“ gehören, im Gegensatz zu der „sozialen Identität“ nicht zum Bereich zulässiger Kombination sozialer Attribute, sondern eher zu der Art von Informationskontrolle, die das Individuum angemessen ausüben kann (Goffman, 1975, 83).

Goffman (1975, 84) beschreibt weiter, es könne angenommen werden, daß der Besitz eines diskreditierbaren geheimen Fehlers eine tiefere Bedeutung einnimmt, wenn die Personen, denen sich das Individuum noch nicht offenbart hat, nicht Fremde für das Individuum sind, sondern Freunde. Die Entdeckung beeinträchtigt nicht nur das augenblickliche Bild, das andere Anwesende von ihm haben, sondern auch das zukünftige Bild, das sie von ihm haben werden; nicht nur Erscheinungen, sondern auch den Ruf. Das Stigma und die Bemühung, es zu verbergen (und zu täuschen) werden als Teil persönlicher Identität fixiert. Wie „soziale Identität“ teilt auch die „persönliche Identität“ die Welt der für das Individuum relevanten Anderen auf. Die Teilung geschieht zunächst zwischen den Wissenden (verfügen über eine persönliche Identifizierung des Individuums) und den Unwissenden (Fremden).

4.3 Ich-Identität (ego identity)

Soziale und persönliche Identität sind Teile der Interessen und Definitionen anderer Personen hinsichtlich des Individuums, dessen Identität in Frage steht. Die „Ich-Identität“ ist eine subjektiv reflexive Angelegenheit, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion steht (Goffman 1975, 132).

„Ich-Identität“ ist die Instanz, mit der das Individuum persönliche und soziale Merkmale zu verbinden versucht, mit deren Hilfe es selbst referentiell handeln kann.

Goffman beschreibt in Anlehnung an Ericson (1968) den „Inneren Aspekt“ von Identität, so wie ich mich selbst als Person sehe. Diese Ich-Identität bildet sich aus dem persönlichen Empfinden der eigenen Situation, seiner Kontinuität und seiner Eigenart. All dies bildet sich aus dem Ergebnis seiner verschiedenen sozialen Erfahrungen heraus in einem permanenten „Prozeß“. Ich-Identität muß dennoch prozessual sein und kann nicht als „Instanz“ verfestigt werden (Petzold 2001p), wie es die Terminologie Goffmans nahelegt. Es sind letztlich Ich-Prozesse, die im Verein mit negativen Außenattributionen und in ihrer Verarbeitung zu erfolgreichen, gelingenden Identitätsbildungen oder zur Ausbildung von Stigmata beitragen.

Stigmatisierungen

Bedrohung des Selbst



Identitätsprobleme



Versagen von Identitätsstrategien



„Beschädigte Identität“

Folgende Identitätsstrategien können in ihrer identitätsstützenden Ausprägung versagen, wenn Identitätsprobleme bestehen:

- Zuschreibungen selektiv bzw. verzerrt wahrnehmen,
- Zuschreibungen überspielen,
- Zuschreibungen herunterspielen,
- Zuschreibungen widersprechen, Kompetenz der Zuschreibenden anzweifeln,
- Zuschreibungen leugnen, für unwahr und/oder unwichtig erklären,
- Mängel durch stärkere Gewichtung anderer Qualitäten kompensieren,
- Entschuldigungen für das „Versagen“ und/oder das „abweichende Verhalten“ anführen,
- unangenehme Interaktionen abbrechen,
- andere Bezugsgruppe(n) suchen und in sie hineinwechseln.

Beschädigte Identität ist entstanden, wenn folgendes auftritt:

- Anpassung des Selbst an die Bewertungen durch die Außenwelt,
- Fremdbestimmung statt Selbstbestimmung,
- Rückzug in der Bezugsgruppe,
- Fügung in Randgruppenexistenz,
- Isolation, Ausgliederung, Kontaktverlust, Desintegration.

4.4 Die totale Institution

Jede Institution ist tendenziell allumfassend und bietet ihren Mitgliedern eine Welt für sich. Im Regelfall ist es so, daß das Individuum selbst bestimmen kann, in welcher Intensität es an der Gemeinschaft teilnehmen möchte. Die verschiedenen Bereiche des Lebens wie schlafen, spielen, arbeiten, etc. bleiben hier getrennt und finden an verschiedenen Orten mit verschiedenen Partnern und unter verschiedenen Autoritäten statt.

Prinzipiell ist unter diesen Voraussetzungen problemlos die Mitgliedschaft bei mehreren Institutionen möglich.

Bei der „totalen Institution“ verschmelzen viele dieser Bereiche ineinander und miteinander. Alle Aktivitäten finden in der selben Gruppe statt und sind darüber hinaus detailliert durchgeplant, im voraus festgelegt und repetitiv. Austausch mit der Außenwelt findet kaum bis gar nicht statt, sodaß eine Anpassung der Mitglieder aneinander und an die institutionalisierten Erwartungen stattfinden.

Goffman (1973, 16) unterscheidet Grundtypen der totalen Institutionen:

- o Anstalten zur Fürsorge für unselbständige und harmlose Mitmenschen: Blinden-, und Altersheime, Waisenhäuser, Armenasyle,
- o Anstalten zur Fürsorge für die, die nicht für sich selber sorgen können: Tuberkulose-Sanatorien, Irrenhäuser, Leprosen
- o Anstalten zum Schutz der Gesellschaft: Gefängnisse, Zuchthäuser, Kriegsgefangenenlager, Konzentrationshäuser
- o Anstalten zur besseren Durchführung bestimmter Arbeiten: Kasernen, Schiffe, Internate, Arbeitslager, koloniale Stützpunkte, große Gutshäuser
- o Zufluchtsorte, durchweg mit religiöser Ausrichtung: Abteien, Klöster, Konvente und andere mönchische Wohngemeinschaften

Selbstverständlich weisen diese Einrichtungen untereinander große Unterschiede auf, doch haben sie gleichzeitig viele Merkmale der totalen Institution gemeinsam, wenn auch nicht jeder Typus alle Charakteristika aufweist.

Ein weiteres Merkmal ist das der klaren Zweiteilung zwischen den so genannten Insassen und dem Personal. Während die Insassen vierundzwanzig Stunden am Tag in der Institution eingeschlossen sind, ist das Personal normalerweise für einen Acht-Stunden-Arbeitstag zugegen und hat nebenbei Gelegenheit, ein Privatleben zu pflegen. Die Angestellten können die Institution, die in der Regel durch Mauern, Tore oder ähnlichem von der Außenwelt abgeschottet ist, verlassen. Die Insassen werden vom Personal nicht nur gelegentlich kontrolliert, sondern ständig überwacht und jeglicher Privatsphäre beraubt. Darüber hinaus bietet sich ihnen kaum sinnvolle Beschäftigung und viele leiden an Langeweile. Die wenigen Beschäftigungen und Verrichtungen, die es zu erledigen gilt, stellen keine hohen Ansprüche und es gibt keinen Maßstab, an dem der Erfolg gemessen werden könnte. Das Ziel besteht darin, Zeit möglichst effizient totzuschlagen. Die klare äußere Trennung zwischen Personal und Insassen äußert sich nicht nur in der Tatsache, daß die einen ein Leben außerhalb führen. Innerhalb der Anstalt stößt man auf viele augenscheinliche Unterschiede: Äußerlich unterscheiden sich die beiden Gruppen durch verschiedene Uniformen, wobei die des Personals in der Regel von höherer Qualität sind. Von der Kleidung vollzieht sich die Spaltung weiter hin zu einer räumlichen Trennung. Auch in der Kommunikation ist dieser Unterschied zu bemerken. Das Personal steht auf einer höheren Stufe, ihm steht es zu, jemanden zu kommandieren und bei Gesprächen untereinander werden anwesende Insassen oft ignoriert. Diesen wiederum ist es nur bei festgelegten Gelegenheiten oder dringenden Anliegen gestattet, das Wort zu erheben. Es kommt zu keinem sozialen Austausch (*Goffman* 1973).

In diesen Institutionen mit ihrer Isolation, Unterforderung, Monotonie, Langeweile, Sinnlosigkeit, Kontrolle, mangelndem sozialen Austausch usw. treten kontinuierliche Deprivationen auf, woraus sich „beschädigte Identitäten“ entwickeln können. *Petzold* (1998a, 427) spricht von gewalttätigen Strukturen der Vernachlässigung (*neglect ist violence*, vgl. *Müller, Petzold* 2002).

4.5 Zusammenfassung

Stigma ist das griechische Wort für „Stich“ oder „Brandmal“. In der Soziologie versteht man darunter sichtbare oder soziale Merkmale mit denen Menschen aus der Gruppe der „Normalen“ ausgesondert werden, so daß sie eine besondere „Identität der Abgelehnten oder Geächteten“ erhalten. Ein Beispiel für ein sichtbares Stigma ist eine auffällige Behinderung, ein Beispiel für ein soziales Stigma ist der Beruf der Prostituierten. Was als Stigma gilt ist von Gesellschaft zu Gesellschaft verschieden. Immer aber ist ein Stigma mit Diskriminierung verbunden. Stigmatisierte Menschen müssen versuchen, mit dieser Diskriminierung um zu gehen. Dazu bieten sich verschiedene Techniken an. Man kann seine Behinderung verbergen, man kann sie aber auch so stark herausstellen, daß sie wie eine normale Bedingung für normales Verhalten erscheint. Die Techniken zur Bewältigung einer „beschädigten Identität“ dienen der Sicherung oder Wiederherstellung der eigenen Identität und sie schaffen für die anderen die Voraussetzungen, dass sie sich „ganz normal“ verhalten können. Die komplizierte Konstruktion des „als ob“ zeigt, welche *Identitätsarbeit* zu leisten ist und wie Identität permanent bedroht ist. Es ist auch dann nicht einfacher, wenn es nicht um sichtbare, sondern um soziale Stigmata geht. Informationskontrolle und Techniken der Täuschung sind notwendig, um das Schlimmste zu verhindern.

Die Identitäts- und Stigmatheorie von *Erving Goffman* ist für supervisorische Zusammenhänge sehr nützlich, denn zumindest im psychosozialen Bereich sind Formen der Stigmatisierung ein häufiges Thema, das durch Supervision begleitet wird. Da Identitätstheorie von *Goffman* an die Konzepte *G.H. Meads* und dem symbolischen Interaktionismus anschließt, ist sie für eine sozialinterventive Praxis eine durchaus ergiebige Referenztheorie (*Brusten, Homeier 1975; Homeier, Pohl 1978; Frey 1983*). Ihre Weiterführung bei *Keupp* und *Petzold* ermöglicht Verknüpfungen mit klinisch-psychologischen Perspektiven.

5. Identität in der Integrativen Therapie und Supervision – die Identitätstheorie von *Hilarion Petzold*

Petzold hat sich seit Ende der sechziger Jahre durch die Auseinandersetzung mit philosophiegeschichtlichen Fragen zur Identität des Menschen mit den identitätsrelevanten Texten von *Locke* (1690, 1988) – z. B. dem Kapitel XXVII „Of Identity and Diversity“ - , *Hume* (1739/40) – mit dem Kapitel „Of personal Identity“ vol. I, p. IV), *Butler* (1736, 1975) – „Of personal Identity“ – u. a. befaßt, weiterhin mit identitätstheoretischen Fragen aufgrund der Arbeiten von *Mead, Moreno* und *Goffman*. Auf diesem Boden und aufgrund identitätsrelevanter Fragen aus der „klinischen Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ – von Säuglingszeiten bis ins Senium (*Petzold, Bubolz 1976, Petzold, Ramin 1987*) - über die Jahre eine eigene Identitätstheorie entwickelt (*Petzold 1974j, 297f, 2001p, 1991o; Petzold, Mathias 1983*).

„*Die Integrative Therapie sieht den Menschen ... als einen Leib-Seele-Geist-Organismus in einen sozialen und physikalischen Umfeld, mit dem er in einem unauflöslichen Verbund steht ... Der Mensch ist ein lebendiges System, das durch personale Identität gekennzeichnet ist und aus dieser Identität zu anderen Systemen in Beziehung tritt, wobei diese Beziehungen wie auch die Abläufe in er Binnenstruktur des Systems durch Sinn als ultimativer Kategorie gesteuert wird*“ (*Petzold 1974j, 296*). –

„*Der Mensch als ein personales, sich im Geflecht der Umweltrelationen selbst steuerndes System, das seine Identität in der 'Begegnung' mit anderen Systemen gewinnt, ist deshalb auf das Wahrnehmen und Erleben seiner Selbst durch den Kontakt mit dem Umfeld verwiesen ...*“ (ebenda 297).

In *Petzolds* Modell ist *Identität* durch die Aspekte Leiblichkeit, soziale Netzwerke, Kultur und Entwicklung gekennzeichnet und verfährt über eine *private* Seite (Selbsterkenntnis, Selbstbild, Selbstwert), eine *soziale* Seite (Bekanntheit, Image) und eine *kulturelle* Seite (Volks- und Religionszugehörigkeit usw.). Ausgangspunkt aller Überlegungen ist der **Leib**, der durch Sozialisation und Enkulturation in die Gesellschaft eingelassen ist. „The self begins with the body, and people everywhere have bodies, but beyond that basic fact selves begin to vary. Identity is very much a product of culture and society. The self will therefore have a different nature as a function of the social context in which it evolves.“ (*Baumeister 1995, 55*).

5.1 Entwicklungs- und Persönlichkeitstheorie

Die Identität ist ein Teil der Persönlichkeit, und Persönlichkeit wächst in Beziehungen, deswegen ist die Persönlichkeitstheorie immer in Zusammenhang mit Entwicklungstheorie (Petzold 1993c), mit netzwerk- und lebenslagetheoretischen Perspektiven (ders. 2000h; Hass, Petzold 1999) zu sehen. Die Konzeptualisierungen für diesen Theoriebereich können als entwicklungsbezogen-relational gekennzeichnet werden (Petzold 1992a, 528). Persönlichkeit kann man in der Integrativen Therapie unter drei Dimensionen beachten: das *Leib-Selbst*, das *Ich* und die *Identität* (vgl. umfassend hierzu Petzold 2001p) in *Kontext und Kontinuum*, eine ökologische und entwicklungspsychologische Position.

Petzold (1992a, 529) geht davon aus, daß der *Körper* des Fötus schon mit der Fähigkeit wahrzunehmen, Wahrgenommenes zu verarbeiten, zu speichern und durch Ausdrucksverhalten auf Wahrnehmungen zu reagieren ausgestattet ist. Diese Fähigkeiten bieten die Grundlage zur Ausbildung des „**archaischen Leib-selbst**“, das schon in utero mit dem Leib der Mutter in Kommunikation steht. Im Zusammenwirken von genetisch vorgegebenen Reifungsschritten und Stimulierungen aus der Außenwelt bildet sich als weitere bedeutsame Dimension der Persönlichkeit ein „**Ich**“ als „*Gesamtheit aller Ich-Funktionen*“, das in der Lage ist, die dritte Dimension der Persönlichkeit, **Identität** zu bilden. Die Persönlichkeit besitzt demnach „Ich“ und „Identität“, die wiederum auf die leibliche Realität des Subjektes zurückwirken. Petzold (1988n) erläutert dazu: „Das Ich vermag auf das Leib-Selbst zu reflektieren. In diesem Prozeß der Spiegelwahrnehmung und durch propriozeptive Informationen gewinnt das Ich Bilder über das Selbst. Diese *Identifikationen* bilden eine Quelle für den Aufbau einer Identität. Rollenzuschreibungen aus der Umwelt (Heuring, Petzold 2003), Identitätsattributionen sind die andere Quelle. Derartige *Identifizierungen* (von außen), die meistens auch ein bewertendes Moment haben, werden vom *Ich* wahrgenommen, bewertet und gegebenenfalls mit *Identifikationen* (von innen) belegt und in das Selbst integriert, das sich damit vom *archaischen Leib-Selbst* zum *reifen Leib-Selbst* entwickelt hat. Dieses verfügt über die Komponenten *Ich* und *Identität*.“

Durch die Fundierung der Identitätstheorie im Konzept des „Leib-Selbst“ erhält sie eine leibtheoretische Ausrichtung, die sowohl im Bereich der Wahrnehmung als leiblicher als auch im Bereich der Kommunikation – ihren nonverbalen Dimensionen – zum Tragen kommt. Identität als leibhaftige „Verkörperung“ von Identitätsattributionen (in Mimik, Gestik, Habitus) zu betrachten oder identitätsstiftende Kommunikation als „zwischenleibliche“, Gefühlsausdruck als leibliche Identitätsäußerung eröffnet für die Identitätstheorie neue Perspektiven.

Rahm et al. (1995,148) beschreiben, daß die Identität das Bild und das Gefühl ist, das ich von „mir selbst“ habe. Diese Bild entsteht einerseits dadurch, dass ich mich sehe, fühle, bewerte, vergleiche, Entwürfe von mir mache, Rollen übernehme, und andererseits dadurch, daß ich von anderen gesehen werde, die auf mich gefühlsmäßig reagieren, bewerten mich, vergleichen, Platz für mich machen, mir Rollen zuschreiben und das nehme ich wiederum wahr. Identität ist also immer doppelschichtig: Ich sehe mich, werde gesehen, sehe, wie ich gesehen werde. In diesen Prozessen einer Integration von Selbst- und Fremdbildern entsteht das Gefühl und die Vorstellung eines halbwegs konstanten Zentrums des Wissens über mich selbst, das wir „Ich-selbst“ („Me“) nennen.

Die Fähigkeit, sich Bilder von anderen Personen machen zu können und in sich zu tragen, die damit Teil der eigene Persönlichkeit und identitätsprägend werden, entwickelt der Mensch über sein Leben hin (Petzold 1992a, 531). Fremdbilder bestimmen die Ausprägung der verschiedenen Selbstbildtypen maßgeblich: so auch die *Realbilder* des Selbst, die *Idealbilder* des Selbst, die *Repräsentationsbilder* des Selbst, die in der Identität synthetisiert werden. In der Identität werden die verschiedenen Selbstbildtypen und Persönlichkeitsaspekte, Fremdbilder, Rollen, Teilpersönlichkeiten durch das Ich integriert. Hier haben die Theorien von Petzold und Keupp viele Berührungspunkte, wobei Petzold dezidierter entwicklungspsychologisch und klinisch-psychologisch argumentiert.

Petzold (1991o, 1998a, 372; 2001p) sieht die „*Identitätsarbeit*“ so, daß die Identitätskonstitution durch Ich- und Selbstprozesse eine permanente Aufgabe ist. Die selbstreferentiellen *Identifikationen* und die „fremdatributiven“ *Identifizierungen*, *polylogisch* von „vielen Seiten“ kommend, müssen ständig ausbalanciert werden. Dies fordert beständige Selbstinterpretationen, die vielfältige Einflüsse aus der sozialen Welt und aus den eigenen Verarbeitungsprozessen zu einem Identitätserleben, Identitätsgefühl und Identitätsbewußtsein, aber auch philosophische Reflexionen – für ihn durch die Studien bei Marcel, Foucault, Ricœur besonders wichtig - miteinander verbindet.

Petzold (2001p, 2003g) stellt dar, dass man bei dem „Integrativen Identitätskonzept“ durch die Fokussierung auf die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, durch die Auseinandersetzung mit den Verschränkungen von individuellen und kollektiven Dynamiken, persönliche **Entwicklung** (gesehen mit den *Augen des Entwicklungspsychologen*), **Sozialisation** (betrachtet mit den *Augen des Sozialpsychologen und*

Soziologen), **Enkulturation** (beobachtet mit den *Augen des Ethnologen, Anthropologen* und *Kulturwissenschaftlers*) und **Existenzgestaltung** (betrachtet mit den *Augen des Philosophen*) zusammenzudenken ist. Es werden mehrperspektivische Sichtweisen und synoptische Leistungen erforderlich, wie sie auch für ein integrativ ausgelegtes Verständnis von Therapie und Supervision, eine „*Integrative Therapie*“ und „*Integrative Supervision*“, unverzichtbar sind. Die Identitätsprozesse des Individuums und die Identitätsprozesse sozialer und kultureller Gruppen und Gemeinschaften sind deshalb auf der Mikro-, Meso- und Makroebene verwoben. In ihnen finden permanente Prozesse „ko-respondierenden Aushandelns von Grenzen“ statt, wie sie für die Konstituierung von Identität kennzeichnend und notwendig sind (Petzold 1978c, 1991e). Eine ko-respondierende „*Identity negotiation*“ (Swann 1987) mit sich selbst und mit anderen kennzeichnet die Identitätsprozesse. In Theorie und Praxis integrativer Arbeit kommen *Ko-respondenzprozesse* auf vielfältiger Ebene zum Tragen, sei es in der integrative Konnektivierung der Konzepte von Person (verstanden als „dynamische System“ von „Selbst, Ich und Identität“) und von sozialem Netz als Gruppe konnektierter Personen, von „sozialer Welt“ als von einer Gruppe geteilter kollektiver Kognitionen, Emotionen, Volitionen (Petzold 2003b) und von Kultur als übergreifendes System kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen, wie auch in der Verbindung der Konzepte Identitätsstile, „life styles“, „kulturelle Stile“ (ders. 2001p, Müller, Petzold 1999, Triandis 1989).

Eine Definition von Petzold et al. (2000, 77):

„Identität wird durch das Ich konstituiert aufgrund von Identifizierungen (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was *social identity* begründet, und von Identifikationen (Selbstattributionen), was *personal identity* begründet, weiterhin durch die Wertung von beders., d.h. ihrer emotional [valuation] und kognitiv [appraisal] bewertenden Einordnung in biographisch bestimmte Sinnzusammenhänge, die zu Internalisierungen führen (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im Leibgedächtnis). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext und im Kontinuum des Lebens mittels Synergieeffekten in sozialen Kontexten, Lebenslagen, lifestyle communities eine *polyvalente, vielfacettige Identität* (M. Bakhtin) und durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektkonstitution (M. Foucault) *emanzipierte Identität*. Identitätsqualitäten sind Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc.“

5.2 Soziale, persönliche und narrative Identität

Orth (2002, 120/304) stellt fest, dass Identität nicht als selbstbezogener Privatbereich gesehen wird, sondern in der Matrix sozialer Netzwerke und in „kollektiven mentalen Repräsentationen“, d. h. in „sozialen Welten“ einzuordnen ist. Eine soziologische Perspektive geht an das Thema gleichsam „von außen“ heran. Eine Person kann zu mehrere Gruppen gehören (Geschlechts-, Alters-, Berufsgruppen) und entsprechende Rollen spielen. So wird eine „*soziale Identität*“ konstituiert, indem ein Einzelner einer Gruppe angehört. Diese Zugehörigkeit kann verschiedene Dichten, Intensitäten, Spezifitäten haben (Orth 2002, 121/305), durch individuelle „Verkörperungen“ der sozialen Rollen. Die Ich-Prozesse

verbinden individuelle und kollektive Elemente zur „*persönlichen Identität*“. In dem „integrativen Identitätsbegriff“ werden Privates und Gesellschaftliches in einer kokreativen Weise verschränkt (Orth 2002, 121/305). Mit der Auffassung des Ichs als „Prozeß der Ich-Funktionen“ wird der Begriff der „ego identity“ von Erikson und Goffman nicht aufgenommen und stattdessen der Begriff der „**personal identity**“ gewählt, in dem sich die persönlichen Selbstattributionen genauso finden wie die „social identity“ begründeten Fremdattributionen aus dem Außenfeld nebst der Art und Weise, wie diese Außenattributionen erlebt und kognitiv eingeschätzt und emotional bewertet werden. „*Personal identity*“ ist ein Synthesebegriff, der affirmiert, daß es keinerlei *persönliche Identität* ohne bestimmende soziale Außeneinflüsse geben kann.

Identität ist mit der *Identität stiftenden Erzählungen* verbunden – hier kommt der Einfluß von Ricœur, seit den sechziger Jahren ein wichtiger „Referenzphilosoph“ Petzolds (2004d) und des Integrativen Ansatzes mit „Zeit und Erzählung“ (1983) zum Tragen: einerseits Erzählungen einer Person über sich, (ich erzähle über mich), Kernerzählungen (plur.) und Randerzählungen aus den *Archiven* meiner persönlichen Erinnerung und andererseits Erzählungen aus meinem sozialen Netzwerk, meinem Konvoi über mich, darüber, was man von mir weiß, wie man mich kennt. Beide Erzählströme wurzeln im gelebten Leben, in Geschichten, die das Leben schreibt, d.h. in den *Narrationen* der *Biosodie* (Petzold, Orth 1993). Sie werden durch memorierbare, cerebrale Aufzeichnungen (*narratives*) des Subjektes und seiner Mitsubjekte zur **Biographie**. Als memorierte und erzählte transportiert sie Materialien historischer Wahrheit, ohne selbst in vollem Sinne historisch wahr zu sein – dem stehen die *fallacies* unseres Erinnerns entgegen (Schacter 1996; Loftus, Ketcham 1994) und Motivationen unseres Erzählens, so daß wir es im wesentlichen mit „*narrativen Wahrheiten*“ zu tun haben (Petzold 1991o) und somit mit einer „**narrativen Identität**“, Ergebnis vielfältiger Erzählungen, erzählt

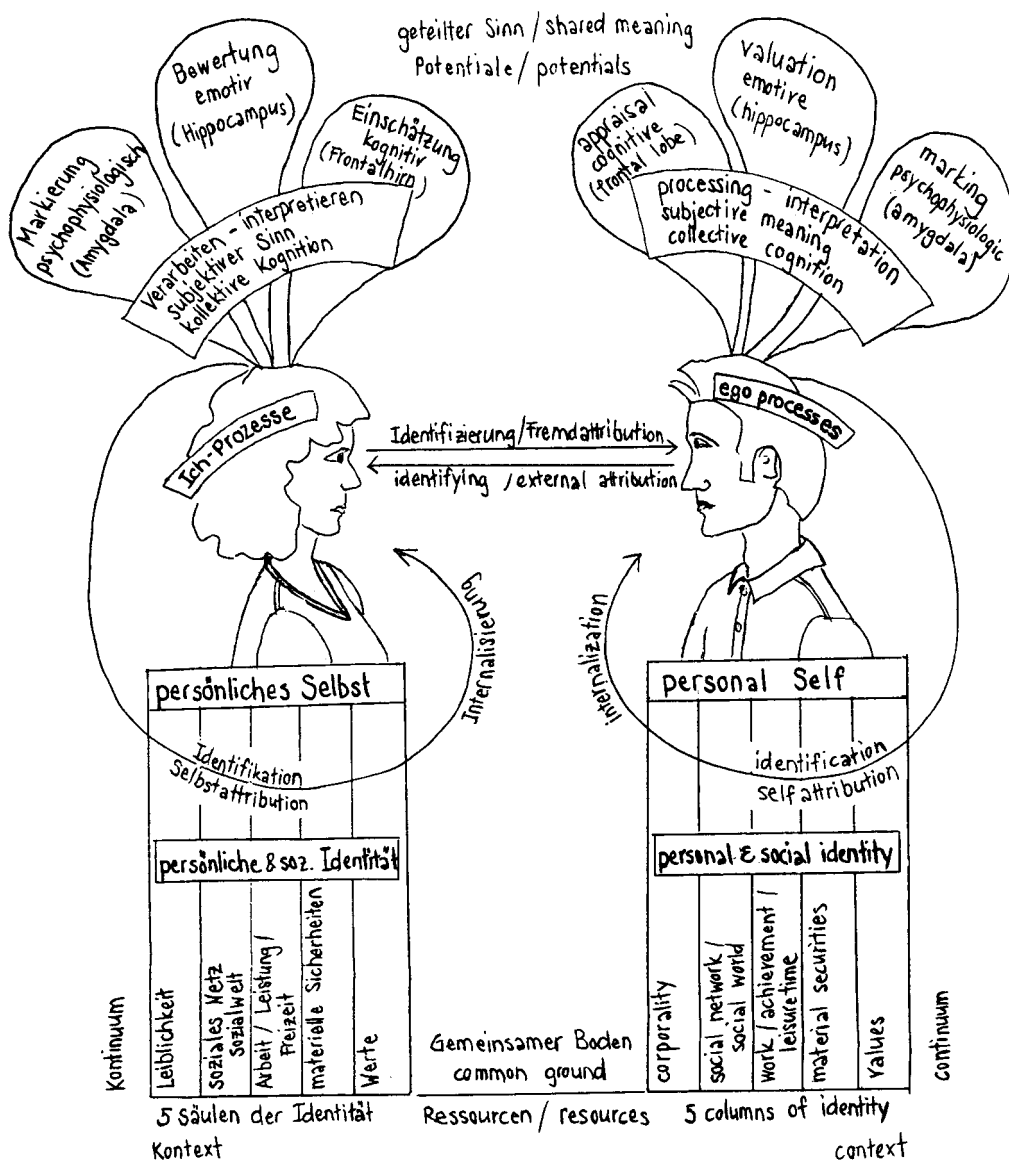
von vielen Erzählern aus dem „Konvoi“ und aus der inneren Welt des Subjektes, den vielen Seiten der Persönlichkeit, den vielen Personen, die sie verinnerlicht hat (ders., 2003g). Identität als erzählte, *narrative Identität* kann nicht in einer einzelnen Erzählung gründen, sondern in sich verflechtenden, zuweilen entflechtenden „Bündeln von Erzählungen“ (Petzold 2001b/2002, 184/368; 2003g), der eigenen wie die der anderen, die zu meinem Konvoi gehören. Hierin unterscheidet sich der integrative narrationstheoretische Ansatz von dem Keupps (1999).

Diese identitätsstiftenden und identitätsprägenden Erzählungen finden in fünf Identitätsbereichen statt, die metaphorisch als identitätstragende „Säulen“ bezeichnet werden. In jedem Bereich, in jeder Säule finden die Identitätsprozesse der Fremdattribution, Bewertung, Selbstattribution und Internalisierung statt. Sie werden nachfolgend kurz dargestellt.

5.3 Säulen der Identität - Metaidentität

Nach der Auffassung der Integrativen Therapie entfaltet sich Identität in verschiedenen Bereichen, wie sie das Modell der „Fünf Säulen der Identität.“ darstellt:

1. Leiblichkeit: hierunter wird Gesundheit, Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit verstanden
2. Soziales Netzwerk, z.B. Familie, Freundeskreis, kollegiales Netzwerk usw.
3. Arbeit, Leistung, Freizeit
4. Materielle Sicherheiten (ökologische und ökonomische)
5. Werte



Wenn das Ich (die Ich-Prozesse), das eigene persönliche Selbst im Kontext und Kontinuum reflektiert, die verschiedenen Identitätsbereiche in den Blick nimmt und dabei in den Kontext und in Vergangenheit und Zukunft ausgreift, entsteht ein komplexes Wissen über das Selbst, über die eigene Identität im Kontext und Kontinuum. Wird diese darüber hinaus auf Prozesse der Subjektconstitution reflektiert (Foucault 1984b, 1998), in einer „Hermeneutik des Subjekts“ (ders. 1985b), die auch die historische und kulturelle Situation und ihre Bedingtheiten in den Blick nimmt (ders. 1996), dann wird ein Wissen über die eigene Identität gewonnen, die die individualisierende Verkürzung der Sicht übersteigt und die Emergenz einer **Metaidentität** ermöglicht: „Ich bin ein Kind meiner Zeit, meiner Kultur und ihrer Traditionen, die ich im Lichte der Geschichte, der Vielfalt von Menschheitstraditionen sehe. Meine persönliche Biographie steht in der Geschichte – Deutschlands, Frankreichs, Europas“ (vgl. Petzold 2003m) – und ist durch sie geprägt. Vor mir liegt meine Zukunft, meine Identität hat Zukunft, und diese wird von mir in ihren individuellen und kollektiven Dimensionen aktiv gestaltet bzw. mitgestaltet. **Metaidentität** leistet die „Identitätsarbeit“ (ders. 1991o) mit einer hohen *Exzentrizität* durchaus immer wieder in der Qualität einer „bricolage“ (Lévi-Strauss 1972), diesem *Prozeß* einer „sophisticated experimentation“ (Petzold 2003e), in der **Metaidentität** wächst und Identität und „Identitätsarbeit“ zu einem eigenen Wert wird.

5.3 Zusammenfassung:

Die Persönlichkeits- und Identitätstheorie der Integrativen Therapie ist eine Integration von identitätstheoretischen Konzepten aus der Tradition der Entwicklungspsychologie, von Identitätstheorien aus der Tradition des symbolischen Interaktionismus, aus den sozialpsychologischen Identitätstheorien und aus postmodernen Identitätskonzepten zu einem eigenständigen Ansatz.

Petzold (2001p) stellt fest: „In der Integrativen Persönlichkeitstheorie ist das Identitätskonzept in den Gesamtrahmen der Vorstellung über Persönlichkeit zu stellen, und damit im Zusammenhang mit den Überlegungen zu Konstrukten wie ‚Ich‘ und ‚Selbst‘ zu sehen und mit Vorstellungen über ‚Sozialisation in der Lebensspanne‘ und Prozessen der ‚Selbstkonstitution‘. Nicht zuletzt aber müssen die Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen auf vielfältigen Ebenen immer wieder mitreflektiert werden, denn diese prägen, ja formatieren das Identitätskonzept nachhaltig, so daß dieses immer wieder diskursanalytisch, dekonstruktivistisch, metahermeneutisch reflektiert werden muß und damit eine eminent politische Dimension hat. Identität als handlungsleitendes Konzept in der modernen Psychotherapie und Supervision kann deshalb nicht mehr nur entwicklungspsychologisch, mit Zentrierung auf Frühkindheit, rekonstruiert werden“.

Es müssen die Diskurse der Sozialphilosophie, Soziologie und der Sozialpsychologie zum Identitätsthema aufgegriffen werden – stets mit dem Blick auf eine „lifespan developmental perspective“ mit Leib- und Netzwerkperspektiven. Die Integrative Identitätstheorie wurde aus dem Kontext konkreter psychotherapeutischer und supervisorischer Arbeit entwickelt und weist damit zu diesen Praxeologien eine hohe Anschlußfähigkeit und *konzeptsyntone* Qualität auf, was auch durch die Evaluationsforschung von dem Ausgebildeten und den KlientInnen sowohl im Bereich der Psychotherapie (Petzold, Hass et al. 1995, 2000) als auch im Bereich der Supervision auf allen Ebenen des Supervisionssystems (Oeltze, Ebert, Petzold 2002) bestätigt wird. Die Förderung von Identitätsprozessen ist in diesen Ansätzen eine zentrale Zielsetzung und insofern sind Identitätstheorie und interventive Praxis in organischer Weise miteinander verbunden.

6. Ein Leib-Körper-fundiertes Identitätsmodell von *Robert Gugutzer*

6.1 Einleitung

Robert Gugutzer hat in seine Auseinandersetzung mit den Leibtheorien von *Helmuth Plessner*, *Maurice Merleau-Ponty*, *Hermann Schmitz* und *Pierre Bourdieu* verschiedene Facetten aufgezeigt, unter denen Leib und Körper für die Identität eines Individuums von Bedeutung sein können (vgl. *Gugutzer* 2002). Er sieht dieses Identitätsmodell in einem Dreierschritt: einem anthropologischen Ausgangspunkt, der phänomenologischen Konkretisierung und der soziologischen Rahmensetzung. Im Mittelpunkt stehen der Leib und der Körper.

6.2 Das Leib-Körper fundierte Identitätsmodell

In seinem „Entwurf“ kommt er auf der Basis der obenstehenden theoretischen Ansätze in einer phänomenologisch-soziologischen Untersuchung (phänomenologisch: *Merleau-Ponty*, *Schmitz*; soziologisch: *Mead*, *Schütz*, *Goffman* u.a.) zu „personaler Identität“ zu einem sozial verorteten Konzept von „*Identität in reflexiver Leiblichkeit*“ (ders. S. 295). Mit Recht stellt er fest, daß – obwohl alternativ zur Leibphänomenologie fundierend die Psychoanalyse hätte herangezogen werden können – „die Leibphänomenologie mit ihren Möglichkeiten, die Leiblichkeit und Körperlichkeit sozialen Handelns differenziert zu beschreiben, der Psychoanalyse überlegen zu sein“ (ebenda 283). Er stellt heraus:

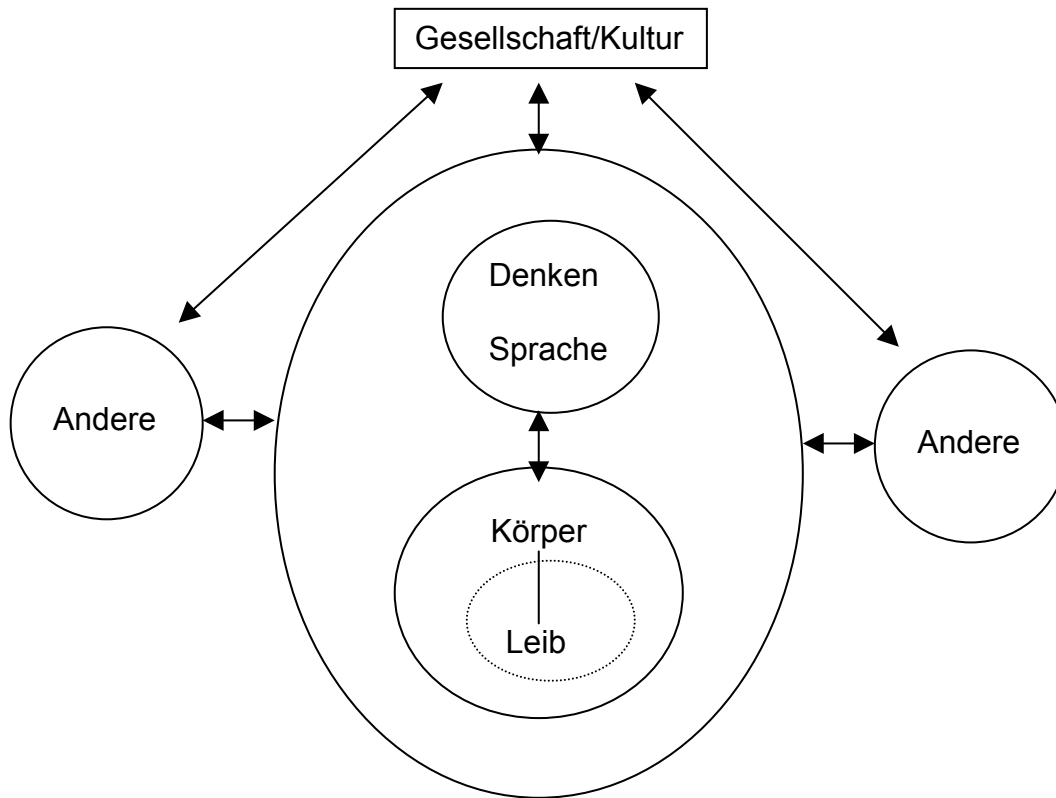
1. Soziales Handeln ist leibliches Handeln
2. Intersubjektivität ist Interleiblichkeit
3. Der Leib ist ein Medium der Konstitution sozialer Ordnung

Die folgende Abbildung stellt ein Begriffsnetz dar, das aus den fünf Aspekten: Leib, Körper, Denken/Sprache, Andere und Gesellschaft/Kultur geflochten ist. Im Mittelpunkt dieses Netzes stehen Leib und Körper. Aus diesen Verbindungen ergeben sich zehn Dimensionen.

1. Leib—Körper
2. Leib—Denken/Sprache
3. Leib—Andere
4. Leib—Gesellschaft/Kultur
5. Körper—Denken/Sprache
6. Körper—Andere
7. Körper—Gesellschaft/Kultur
8. Denken/Sprache—Andere
9. Denken/Sprache—Gesellschaft/Kultur
10. Andere—Gesellschaft/Kultur

Gugutzer (2002, 127) affirmiert: „Der Mensch ist sein Leib, und er hat sein Leib als Körper. Dies ist der anthropologische Ausgangspunkt der Identität“. Er meint, daß in der Soziologie Denken/Sprache—Andere und Denken/Sprache—Gesellschaft/Kultur (8 und 9) im Mittelpunkt stehen. Wenn man diesem Theoriesatz folgt, dann konstituiert sich die Identität des Individuums aus dessen Eingebundenheit in symbolische, vor allem sprachlich vermittelte Interaktionen, das heißt: in Auseinandersetzung mit „signifikanten Anderen“ und dem „generalisierten Anderen“. Das Individuum wird hierbei auf seine Qualität als geistiges, denkendes Wesen zentriert. Weiter führt er an, daß, wenn der Körper explizit zum Thema gemacht wird, dann vorzugsweise als Mittel der Zuschreibung personaler und/oder sozialer Identität. (6), die aber dem gesellschaftlich-kulturellen Rahmen nicht entkommen kann (7, S. 135).

Der Leib-Aspekt fehlt bei vielen Identitätstheorien – nimmt man den Ansatz der „Integrativen Therapie“ einmal aus (*Petzold* 1974j, 2001p), der einen differenzierten, neurowissenschaftlich fundierten Leibansatz entwickelt hat (ders. 2002j).



Nach *Gugutzer* (2002, 127): Entwurf eines Leib-fundierten Identitätsmodell

Der Ansatz von *Gugutzer* ist für supervisorische Arbeit besonders im klinischen Bereich von Interesse, weil die Ausblendung der Leiblichkeit in Psychotherapie und Soziotherapie, insgesamt ein gravierendes Problem ist, das durch eine leibferne, psychosomatische Reaktion oder non-verbale Kommunikation weitgehend negierende Supervisionspraxis noch unterstrichen wird. Er hat seine Konzeption durch eine qualitative Untersuchung bei Ordensangehörigen und Ballett-Tänzerinnen und deren „Körperbildern“ – relationalen, in Vergleichen mit Anderen gründenden mentalen Repräsentationen -untermauert. *Gugutzers* inspirierende Arbeit ist mit Blick auf die Theorie des Leib-Körperverhältnisses ist sicherlich sowohl unter sozialpsychologischen (*Baumeister* 1995) als auch unter leibtheoretischen Perspektiven diskussionsbedürftig (*Crossley* 1994, 1996; *Tamboer* 1985, 1991), indes, er setzt wichtige, therapie- supervisionsrelevante Akzente und steht in vielem den Argumentationen von *Petzold* nahe.

7. Die Identitätstheorien und die Supervision

Die Identitätstheorien ergeben, wie schon aufgezeigt wurde, viele Möglichkeiten und Ansätze, die in der Supervision von Nutzen sein können. Es seien hier noch einmal zu *Haußer* und *Keupp* einige Hinweise auf supervisionsrelevante Aspekte gegeben, weil hier Theorien vorliegen, die nicht aus praxeologischen Kontexten wie Supervision und Therapie hervorgegangen sind, und deshalb auf solche Zusammenhänge „übersetzt“ werden müssen. *Gugutzer* hat keinen interventiven Bezug, zeigt aber mit seiner qualitativ-empirischen Untersuchung (offenes leitfaden-gestütztes Interview) von „Körperbildern“ spezifischer Populationen einen Weg, diese zu erfassen. In integrativer Argumentation würde formuliert: er versucht die „subjektiven mentalen Repräsentationen“ (*Petzold* 2003b) von Einzelpersonen bzw. Gruppen, die eine spezifische „social world“ als „kollektive mentale Repräsentationen“ (*Moscovici*) teilen, zu erfassen (ebenda), und das ist besonders für die Arbeit mit Patienten, KlientInnen, stigmatisierten Menschen interessant. Im Integrativen Ansatz wird diese Exploration in „sozialen Netzwerken“ (*Hass, Petzold* 1999) - das ist die numerische Zahl der Mitglieder eines „Konvois“ - mit ihren „social worlds“, d.h. den verschiedenen in solchen Konvoigruppen vorhandenen Weltansichten/Wertauffassungen (*Petzold, Petzold* 1991) neben *narrativen Methoden* (*Petzold, Petzold* 1991) auch noch mit der Erstellung von „Körperbildern“ vorgenommen: durch Malen (*Orth, Petzold* 1991; *Petzold, Orth* 1990a, 1991) oder durch Tonplastiken (*Petzold, Kirchmann* 1990) oder durch verkörpernde Aufstellungen (*Petzold, Orth* 1988) und zwar in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht (*Petzold, Orth* 1994) unter Einbezug projektiver und semiprojektiver Dimensionen (*Müller, Petzold* 1998), um leibliche Identitätsdimensionen – und natürlich nicht nur diese - zu erfassen. Diese Ansätze sind unmittelbar aus therapeutischen und supervisorischen Praxiskontexten hervorgegangen, wie auch die **life-span-orientierte „integrative Identitätstheorie“** von *Petzold* (1981g, 2001p), die deshalb für den supervisorischen Kontext eine besonders hohe Anschlußfähigkeit bietet, wie die Literatur zeigt (*Petzold* 1998a). Die Theorien von *Keupp, Haußer, Gugutzer*, die mit dem Integrativen Ansatz zahlreiche Überlappungen haben, müssen in Zukunft neben der Arbeit des Seniorautors dieses Textes für die supervisorische Praxis ausgewertet und in ihr umgesetzt werden. Hier liegt eine wichtige praxeologische Arbeit, die anzugehen ist. Zur Anregung seien noch einige Aspekte aufgewiesen.

Zur Identitätstheorie von *K. Haußer*

Aspekt: Berufliche Zufriedenheit

Der Beruf stellt heute ein besonders wesentliches Element der Identität dar. Sich mit seinem Beruf, mit seiner Arbeit zu identifizieren, setzt voraus, daß man diesen Beruf attraktiv findet (auch den Beruf oder die berufliche Funktion eines Supervisors, einer Supervisorin). Aufgrund der Konzepte zum Identitätsprozeß von *Haußer* kann man die Wechselwirkung zwischen Arbeitserfahrung und Identität erkennen. Alltägliche Arbeits- und Berufserfahrung wirkt auf die Identität einer Person in der Regel als Akkommodation. (*Haußer* 1995, 167). Die Person kann bei Arbeitsunzufriedenheit mit ihrer vorhandenen Identität ihre Arbeitserfahrungen assimilieren – bis hin zu offensiven Handlungskonsequenzen wie Firmenwechsel, Umschulung, Aussteigen, krank werden oder „burn out“ (*Petzold* 1993g). Für den Supervisor ist es wichtig, vor dem Hintergrund dieses Modelles „Symptome“ frühzeitig zu erkennen, um die intrinsische Arbeitsmotivation von Supervisanden zu analysieren und zu unterstützen. Ziel ist es, berufliches Engagement zu verbessern, was einen positiven Einfluß auf die berufliche Leistung und auf Anerkennung haben kann. Das wiederum stärkt die Identität.

Durch die Supervision könnte der Supervisand zu einer beruflichen Weiterbildung oder Aufgabenveränderungen innerhalb der Arbeit angeregt werden. Dies könnte zu mehr Arbeitszufriedenheit führen.

Aspekt: Kontrollüberzeugungen

Haußer (1995, 42) beschreibt mit Rückgriff auf die Psychologie der Kontrollmeinungen (*Flammer* 1990) zwei Arten der Kontrollüberzeugung. Eine *externale* Kontrollüberzeugung liegt vor, wenn jemand Ereignisse in seinem Umfeld generalisiert, für unerklärlich, unvorhersehbar und unbeeinflussbar hält. Eine *internale* Kontrollüberzeugung zeigt sich darin, daß jemand Ereignisse generalisiert, als erklärbar, vorhersehbar und beeinflussbar betrachtet. *Haußer* sieht die individuell vorzufindende Ausprägung der Kontrollüberzeugung als ein erlerntes und damit modifizierbares Merkmal. Für die Supervision kann es von Bedeutung sein herauszufinden, welche Kontrollüberzeugungen der Supervisand hat und welchen Einfluß dies auf seine Arbeitsumgebung hat (*Eichert, Petzold* 2003c). Hat er die Situation in der Hand oder kommen zu viele unkontrollierbare Impulse von außen? Es kann für den Supervisanden wichtig werden, externale Kontrollüberzeugun-

gen in interne Kontrollüberzeugungen zu ändern, was nach *Haußer* möglich ist, wenn ein Umlernen stattfindet.

Zur Identitätspsychologie H. Keupp

Aspekt: Teilidentitäten

Die berufliche Identität beschreibt *Keupp* mit den fünf zentralen Erfahrungsmodi. All diese Standards und die dazu gehörigen Fragestellungen sind zur Entwicklung und Festigung der beruflichen Identität sinnvoll und können sehr gut in der Supervision erarbeitet werden:

- Kognitive Standards: Wo sieht man selbst seine beruflichen Stärken und Schwächen.
- Soziale Standards: Wie ist die von mir wahrgenommene Fremdeinschätzung meiner beruflichen Fähigkeiten und Kompetenzen.
- Emotionale Standards: Wo fühlt man sich auf der Basis des entwickelten Selbstwertgefühls sicher und wo hat man Vertrauen in das eigene berufliche Handeln.
- Körperorientierte Standards: Wie sind die von mir selbst erfahrenen körperlichen Fähigkeiten für das jeweilige berufliche Tun.
- Produktorientierte Standards: wie ist das, was man durch seine berufliche Tätigkeit glaubt, bewirken oder herstellen zu können.

Aspekt: Berufsidentitätsgefühl

In der Supervision ist es wertvoll, die den Beruf erfordernden fundamentalen Überzeugungen, Prinzipien und Entscheidungen bewußt zu machen. Diese Prinzipien bestimmen nach *Keupp* die Dinge, die wir achten und wertschätzen. Sie bestimmen über Handlungen, auf die wir stolz sind, die uns verletzen oder beschämen, die wir erreichen wollen und für die wir ggf. Revanche nehmen. Das Identitätsgefühl enthält sowohl Bewertungen über die Qualität und Art der Beziehung zu sich selbst (Selbstgefühl) als auch Bewertungen darüber, wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann (Kohärenzgefühl). In der Theorie von *Petzold* (2001p) – hinter der seine Emotionspsychologie „selbstreferentieller Gefühle (ders. 1995g) steht - wird zwischen kognitiven Einschätzungen (*appraisal*) und emotionalen Bewertungen (*valuation*) unterschieden.

Aspekt: Handlungsfähigkeit.

Das „Kohärenzgefühl“ (*Antonovsky*) bildet eine wesentliche Ressource für erfolgreiches Bewältigungshandeln, was in oft beruflichen Kontexten notwendig ist. Dies kann in der Supervision aktiviert werden, wobei das Kohärenzgefühl keinen spezifischen Bewältigungsstil repräsentiert. Seine Wirkung entfaltet sich in der Mobilisierung der Widerstandsressourcen und der flexiblen Auswahl von Strategien, die für die Bewältigung des Stressors am zielführendsten erscheinen (vgl. *Keupp* 1999, 237). In der Auseinandersetzung mit den Fragen, wer man ist/war und wer man sein will/werden möchte, produziert ein Subjekt nicht nur Werte, Ziele und Vorstellungen von sich selbst. Auch Vorstellungen (Selbst-Theorien) über das eigene Funktionieren und über Anpassung, Gestaltbarkeit bzw. die Bewältigung des eigenen beruflichen Lebens werden produziert. Dabei entsteht ein Gefühl und Wissen subjektiver Handlungsfähigkeit (vgl. *Keupp* 1999, 235). Dies scheint wiederum wichtig als weiterer Baustein einer beruflichen Identität

Aspekt: Berufliche Identität und Anerkennung

Das Gefühl der Anerkennung setzt sich aus drei eng miteinander verwobenen Elementen zusammen, in denen sich ein klassisches Identitätsthema (die ineinander verschlungene Innen- und Außenbeziehung) widerspiegelt (*Keupp*, 1999, 256).

- Aufmerksamkeit von anderen,
- Positive Bewertung durch andere,
- Selbstanerkennung.

Aufgabe der Supervision ist es, die Sensibilität und die Wahrnehmung (verbal und non-verbal) für andere zu schulen, um die Aufmerksamkeit und Bewertung von anderen besser einzuschätzen. Auch die Selbstbewertung und Selbstanerkennung kann unterstützt und entwickelt werden. Deutlich wird dabei, wie wichtig es ist, nicht nur Anerkennung zu erhalten, sondern sie auch „auszuteilen“. Erst wenn alle drei Elementen gegeben sind, kann eine erfahrene Selbstthematisierung ihre anerkennende Wirkung entfalten. Fehlt eine der drei Komponenten, bleibt die Anerkennung unvollständig und wird vom Subjekt mit Zweifeln belegt erlebt (*Keupp* 1999, 256).

Aspekt: Selbstverwirklichung

In den modernen Identitätstheorien wird deutlich, daß durch die sich verändernde Gesellschaft immer wieder auch Veränderungen in der Person/dem Individuum stattfinden müssen, um eine Identität auszubilden, die den Anforderungen der Realität entspricht. Wie *Keupp* feststellte, ist im Vergleich zu früheren Zeiten ein großer Wandel. Wo es einstmals ein „Normalmodell“ gab, gibt es heute keine linear bezogene Berufskarriere mehr. Es finden ständig Reflexionen und Überlegungen über die zukünftige Selbstverwirklichung statt. Und hier liegen Möglichkeiten, mit Supervision oder Coaching Prozesse zu fördern. *Keupp* sagt, daß die Erwerbsarbeit nicht nur zentrale Erfahrungen von Anerkennung, sondern auch von Selbstverwirklichung vermittelt. Supervision könnte die Funktion einer „Karrierebegleitung“ haben und gleichzeitig eine Arbeit am dem beruflichen Identitätsgefühl und der sinnstiftenden Selbstverwirklichung, an Fähigkeiten und Ressourcen zum Gelingen von Identität fördern. Die von *Keupp* beschriebenen „materiellen Ressourcen“ sind in der Supervision nicht so gut zu bearbeiten, wie die „sozialen Ressourcen“, z. B. die Fähigkeit zum „Aushandeln“ oder die „Ambiguitätstoleranz“ (vgl. *Keupp* 1999, 276). Eine vertiefte Auseinandersetzung mit resourcentheoretischen Positionen (*Petzold* 1997p) wird hier unerlässlich, genauso wie eine Beschäftigung mit *Netzwerktheorie* (*Hass, Petzold* 1999). Netzwerke spielen in der Supervision eine wichtige Rolle, da gelingende Identität sozialer Integration und Anerkennung bedarf. „Für den Einstieg ins Erwerbsleben werden nicht nur formale Qualifikationsvoraussetzungen als wichtig angesehen, sondern auch persönlichkeitspezifische Voraussetzungen wie soziale Kompetenz, Motivation, kommunikative Fähigkeiten, reife Formen des moralischen Urteils“ (*Lappe* in *Keupp* 1999, 279). Das Erlernen von sozialer Kompetenz und kommunikativen Fähigkeiten sind nur in Kontakt und Begegnung mit anderen Menschen möglich. Hierfür brauchen Menschen funktionierende soziale und berufliche Netzwerke, die in der Supervision überprüft werden können, um Möglichkeiten zum Aufbau oder zur Optimierung von Netzwerke zu erarbeiten. Das Streben nach gelingender Identität verlangt dem Subjekt inzwischen sehr vielfältige Verknüpfungen und Kombinationen verschiedenster Teil-Relationen ab. Dies ist im Alltagsleben ebenso notwendig wie im Berufsleben und dazu sind die *Fähigkeit zum Aushandeln und ein geschärfter Möglichkeitssinn* Voraussetzung (vgl. *Keupp* 1999, 279). Auch hier kann die Supervision einen Beitrag liefern. Sie kann diese „notwendigen“ Fähigkeiten bewußt machen und als Handlungsstrategien erarbeiten und üben. Wesentlich ist dabei die Unterstützung der Entwicklung von *Ambiguitätstoleranz* (*Goffman*). Diese umschreibt die Fähigkeit eines Subjekts, auf Menschen und Situationen einzugehen, diese weiter zu erkunden, anstatt sich von Diffusität und Vagheit entmutigen zu lassen oder nach einem Alles-oder-Nichts-Prinzip zu werten und zu entscheiden (*Keupp* 1999, 280). Supervision kann helfen, Diffusität und Vagheit in der beruflichen Situation aufzudecken, auszuhalten, konstruktiv zu verändern oder auch im Sinne der positiven Verunsicherung zu agieren.

Zum Abschluß:

Wir hoffen, daß die vorliegenden Ausführungen aufzeigen konnten, wie wichtig identitätstheoretische Theorien für die supervisorische Praxeologie und Praxis sind. Das weitgehende Fehlen identitätstheoretischer Perspektiven in den meisten Ansätzen der Supervision muß dringend einer Hinwendung zu dem reichen Fundus dieser sozialpsychologischen Modelle Platz machen, die auch eine Brücke zu den Selbsttheorien bieten (*Baumeister* 1995, *Schlenker* 1980), zu Fragen des Selbstwertes (*Baumeister* 1993), der Selbstbehauptung (*Steele* 1988), des Sozialverhaltens (*Triandis* 1989), weiterhin Querverbindungen zu Professionalitätstheorien, zu Rollentheorien (*Heuring, Petzold* 2003), Attributionskonzepten (*Gilbert* 1995). Solange die deutschsprachige Supervision es weiter versäumt, sich mit diesen Theorieständen auseinanderzusetzen, bleiben ihr wichtige Erkenntnisse verschlossen – und bleibt die Rede von der „supervisorischen Identität“ ohne Boden.

Zusammenfassung:

Der vorliegende Beitrag nimmt das gravierende identitätstheoretische Defizit der deutschsprachigen supervisorischen Theoriebildung und Praxis zum Anlaß, die Bedeutung des „Identitätskonzeptes“ für die Supervision aufzuzeigen - die „Integrative Supervision“ muß hier allerdings wegen ihrer dezidiert identitätstheoretischen Ausrichtung ausgenommen werden. Es werden wichtige moderne, sozialpsychologische Identitätstheorien dargestellt, die für die Supervision Relevanz haben, um Anregungen zu ihrer Rezeption geben und dazu beizutragen, daß die Rede von der „supervisorischen Identität“ (DGSv) nicht bloß eine Leerformel bleibt, sondern in die supervisorische Interventionspraxis fundiert Eingang findet.

Summary:

This paper was written because of the grave deficits in identity theory visible in the German speaking supervisory theory forming and practice – „integrative supervision“ however has here to be excluded because of its identity focussed approach. The text intends to show the importance of the identity concept for supervision. Therefore important identity theories, relevant to supervision, are briefly delineated to stimulate their assimilation and contribute to a development in which the claim for „supervisory identity“ (DGSv) does not stay just lip service without solid ground but is integrating the identity concept into a well grounded practice of supervisory intervention.

Keywords: Identity theory, psychosocial supervision, professionalisation, identity processes

Adresse der Autoren:

Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit
Achenbachstr. 40
40237 Düsseldorf

Literaturverzeichnis:

- Antonovsky, A.* (1979): Health, stress and coping, London, San Francisco: Jossey Bass,.
Antonovsky, A. (1987): Unraveling the mystery of health, London, San Francisco: Jossey Bass,.
Baldwin, J.M. (1906): Social and ethical interpretations in mental development, New York: Macmillan.
Baumeister, R.F. (1986a): Identity: Cultural change and the struggle for self. New York: Oxford University Press.
Baumeister, R.F. (1987): How the self became a problem: A psychological review of historical research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 163-176.
Baumeister, R.F. (1991b): Meanings of life. New York: Guilford Press.
Baumeister R.F. (1991c): On the stability of variability: Retest reliability of metatraits. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 17, 633-639.
Baumeister, R.F. (ed.) (1993): Self-esteem: The puzzle of low self-regard. New York: Plenum.
Baumeister, R. F. (1995): Self and Identity: An Introduction. In: *Tesser* (1995) 51-98.
Belardi, N.(1991): Die Stigmatisierung der Institution – Stigmatisierung durch die Institution, *Gestalt und Integration* 1, 72-77.
Bell, D.(1979): Die nachindustrielle Gesellschaft. Hamburg: Rowohlt Reinbek.
Bilden, H. (1997): Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: *Keupp, Höfer* (1997) 227-250.
Bohleber, W. (1997): Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität, in: *Keupp, Höfer* (1997) 93-119.
Bohleber, W. (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. *Psyche* 6, 507-528.
Brusten, M., Hohmeier, J. (1975): Stigmatisierung, 2 Bde., Neuwied, Darmstadt: Luchterhand.
Buer, F. (1991): Morenos therapeutische Philosophie. Opladen: Leske + Budrich.
Buer, F. (1999): Lehrbuch der Supervision. Münster: Votum-Verlag.
Carver, C.S., Scheier, M.F. (1981): Attention and self-regulation: A control theory approach to human behavior. New York: Springer-Verlag.

- Cooley, C.H. (1902): Human nature and the social order, New York: Charles Scribner's Sons.
- Craib, I. (1999): Experiencing Identity. London: Sage.
- Crossley, N. (1994): The politics of subjektivty. Between Foucault and Merleau-Ponty. Aldershot: Avebury.
- Crossley, N. (1995): Body technicy, agency and intercorporallity; On Goffman's „relation in public“. *Sociology* 1, 133-149.
- Crossley, N. (1994): Intersubjectivity. The fabric of social becoming. London: Sage.
- Diewald, M. (1991): Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin edition sigma.
- Eichert, H.-Ch., Petzold, H.G. (2003c): Kausalattribution und Kontrollüberzeugung und deren Bedeutung für die Supervision. - Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 13/2003
- Erikson, E. H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1981): Jugend in der Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Struttgart: Klett-Cotta.
- Fend, H.(1991): Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne, Bd. 2. Bern.
- Filipp, S.H. (1979): Selbstkonzeptforschung, Stuttgart: Klett.
- Flammer, A., Erfahrung der eigenen Wirksamkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern: Huber 1990.
- Foucault, M. (1984b): Deux essais sur le sujet et le pouvoir. In: *Dreyfus, H., Rabinow: Michel Foucault: Un Parcours philosophique*. Paris: Gallimard.
- Foucault, M. (1985a): Freiheit und Selbstsorge. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1985b): Hermeneutik des Subjekts. In: *Foucault, M. (1985a)* 32-60.
- Foucault, M. (1986): Sexualität und Wahrheit, Bd. I, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1996): Diskurs und Wahrheit: Die Berkely Vorlesungen. Berlin: Merve.
- Foucault, M. (1998): Foucault, ausgewählt und vorgestellt von Mazumdar, P. München: Diederichs
- Frey, H.-P. (1983): Stigma und Identität, Weinheim: Beltz.
- Frey, H. P. und Haußer, H. (1987): Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In dies (Hg), Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung (3-26). Stuttgart:Enke.
- Giddens, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gilbert, D. (1995): Attribution and interpersonal perception, in: *Tesser* (1995) 99-148.
- Goffman, E. (1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1975): Stigma – Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt: Suhrkamp.
- Greenwald, A.G. (1980): The totalitarian ego: Fabrication and revision of personal history. *American Psychologist*, 35, 603-618.
- Gugutzer, R. (2002): Leib, Körper und Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hass, W., Petzold, H.G., (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: *Petzold, Märtens* (1999a) 193-272.
- Haußer, K. (1995): Identitätspsychologie. Berlin Heidelberg New York: Springer.
- Heller, A. (1989): The contingent person and the existential choice. *The Philosophical Forum*.
- Heuring, M., Petzold, H. G. (2004): Rollentheorie und Rollenkonfliktmodell und ihre Bedeutung für die Supervision. Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 1/2004.
- Higgins, E.T. (1987): Self-discrepancy: A theory relating self and affect. *Psychological Review*, 94, 319-340.
- Hohmeier, J., Pohl, H.-J. (1978): Alter als Stigma, Frankfurt, Suhrkamp.
- James, W. (1890): The principles of psychology, 2 Bde. New York: Holt, 1905.
- James, W. (1892): Psychology: The briefer course, New York: Harper & Row, 1961.
- Joas, H. 1973): Die gegenwärtige Lage der soziologischen Rollentheorie, Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Joas, H. (1978): George Herbert Mead, in: *Käsler, D., Die Klassiker soziologischen Denkens*, München: Beck, Bd. II, 7-39.
- Joas, H. (1980): Soziales Handeln und menschliche Natur, Frankfurt: Campus-Verlag.
- Joas, H. (1982): Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H. Mead, Frankfurt: Suhrkamp.

- Joas, H. (1985): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk G.H. Meads, Frankfurt: Suhrkamp.
- Kames, H. (1992): Ein Fragebogen zur Erfassung der fünf Säulen der Identität (FESI), *Integrative Therapie* 4, 363-386.
- Keupp, H. (1988): Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? *Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis*, 4.
- Keupp, H. (1999): Vortrag im Rahmen der Tagung „Die Grammatik urbanen Zusammenlebens“ am 9./10.09.1999 an der Universität Köln.
- Keupp, H. u. a. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten der Spätmoderne. Hamburg: Reinbek.
- Lévi-Strauss, C. (1972): Strukturele Anthropologie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lofthus, E., Ketcham, K. (1994): The myth of repressed memory. Nijhoff, Dordrecht: St. Martin's Press.
- Lorenz, F. (2004): Salutogenese. München: Reinhard (im Druck).
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Märtens, M., Petzold, H. G. (2002): Therapieschäden. Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie. Mainz: Grünewald.
- Mead, G.H. (1913): The social self, *Journal of Philosophy* 10, 374-380.
- Mead, G.H. (1924/1925): The genesis of the self and social control, *International Journal of Ethics* 35, 251-277.
- Mead, G.H. (1932): The philosophy of the present, Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Mead, G. H. (1934): Mind, self and society, Chicago: University of Chicago Press.
- Mead, G.H. (1980): Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Joas, H., Bd. I 1980, Bd. II 1983, Frankfurt: Suhrkamp.
- Mey, G. (1999): Adoleszenz, Identität, Erzählungen. Berlin.
- Moreno, J.L. (1934): Who shall survive? A new approach to the problem of human interrelations, Washington: Nervous and Mental Disease Publ. Co.; erw. Ausg., Beacon: Beacon House, 1953.
- Moreno, J.L. (1951): Sociometry. Experimental method and the science of society, Beacon House, Beacon 1951; dtsh. Soziometrie als experimentelle Methode, Paderborn: Junfermann.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen, *Integrative Therapie* 3-4, 396-438.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1999): Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. *Integrative Therapie* 25, 2-3, 187-250.
- Müller, L., Petzold, H.G. (2002a): Problematische und riskante Therapie (nicht nur) in der Arbeit mit älteren und alten Menschen in „Prekären Lebenslagen“ - „Client dignity?“, in: Märtens, Petzold (2002) 293-332.
- Oeltze, H.-J., Ebert, W., Petzold, H. G. (2002): Integrative Supervision in Ausbildung und Praxis – eine empirische Evaluationsstudie im Mehrebenenmodell. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei FPI-Publikationen: www.fpi-publikationen.de/supervision: SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 01/2002
- Orth, I. (2002): Weibliche Identität und Leiblichkeit. Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung. Überlegungen für die Praxis. *Integrative Therapie* 3-4.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1991b): Integrative Leib- und Bewegungstherapie mit erwachsenen Patienten, Fritz Perls Institut, Düsseldorf; als: Zur Theorie und Praxis Integrativer Leib- und Bewegungstherapie, *Energie & Charakter* 1. Teil, 4, 136-158, 2. Teil, 5 (1992) 100-115; repr. Petzold Bd. II, 3 (1993a) S. 1151-1199; 2. Aufl. (2003a) S. 851 – 884.
- Petzold, H.G. (1974j): (Hrsg.) Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn, 3. Aufl. 1979.
- Petzold, H.G. (1978c): Das Ko-responzenzmodell in der Integrativen Agogik. *Integrative Therapie* 1, 21-58; revid. und erw (1991a) 19- 90.
- Petzold, H.G. (1981g):. Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen. In: *Pro Senectute*, H.D. Schneider, (Hrsg.), Vorbereitung auf das Alter, Paderborn: Schöningh, S. 89-112.
- Petzold, H.G. (1988n): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und I, 2 Paderborn: Junfermann, 3. revid. und überarbeitete Auflage 1996a.
- Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen. In Petzold (1991a), S. 333-395; (2003a) S. 299 - 340.
- Petzold, H.G. (1991a): Integrative Therapie Modelle, Theorien und Methoden für eine schulübergreifende Psychotherapie Band II/1; (1992a) Bd. II/2. Klinische Theorie. Paderborn: Junfermann. Überarb. erw. 2.Aufl. 2003a.

- Petzold, H.G. (1993c): Frühe Schäden, späte Folgen. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. I, Junfermann, Paderborn.
- Petzold, H.G. (1993g): Die Krisen der Helfer, in: *Schnyder, U., Sauvant, Ch.*, Krisenintervention in der Psychiatrie, Bern: Huber, S. 157-196.
- Petzold, H.G. (1995g): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Emotionen in der Psychotherapie und der menschlichen Entwicklung. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1996b): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Band I/1 und Band I/2. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., (1997p): Das Ressourcenkonzept in der sozialinterventiven Praxeologie und Systemberatung, *Integrative Therapie* 4 (1997) 435-471 und in: *Petzold* (1998a) 353-394.
- Petzold, H.G. (1998a): Integrative Supervision, Metaconsulting & Organisationsentwicklung, Paderborn Junfermann.
- Petzold, H.G. (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der „Integrativen Therapie“ und ihrer biopsychosozialen Praxis für „komplexe Lebenslagen“ (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. In: Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 01/2002.
- Petzold, H.G. (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ – Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen. Düsseldorf/Hückeswagen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 04/2001 auch in: *Integrative Therapie* 4/2002, 332-416.
- Petzold, H.G. (2001m): Trauma und „Überwindung“ – Menschenrechte, Integrative Traumatherapie und „philosophische Therapeutik“, *Integrative Therapie*, 4, 344-412
- Petzold, H.G. (2001p): „Transversale Identität und Identitätsarbeit“. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie. Düsseldorf/Hückeswagen bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 10/2001.
- Petzold, H.G. (2002c): *POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“*. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/materialien.htm - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2002.
- Petzold, H.G. (2002j): Das Leibsobjekt als „informierter Leib“ – embodied and embedded. Leibgedächtnis und performative Synchronisationen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* 07/2002. Auch in: 2003a.
- Petzold, H.G. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold, H.G. (2003b): Integrative Beratung, differentielle Konflikttheorie und „komplexe soziale Repräsentationen“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - *SUPERVISION: Theorie - Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 01/2003
- Petzold, H.G. (2003e): Menschenbilder und Praxeologie. 30 Jahre Theorie- und Praxisentwicklung am „Fritz Perls Institut für Integrative Therapie, Gestalttherapie und Kreativitätsförderung“ (1972-2002) Teil I, *Gestalt* 46 (Schweiz) 3-50.
- Petzold, H.G. (2003f): Interdisziplinär beraten – sich ergänzen: Überlegungen zu „Beratung“ als Disziplin und Praxeologie in der modernen Wissensgesellschaft. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 02/2003
- Petzold, H.G. (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2003m): "Polyloge" in Europa - auf dem Wege zu einer „transversalen europäischen Kultur“. Die „Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit und Kreativitätsförderung“- ein Ort der Gespräche und der Konvivialität zwischen Europäern - Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 12/2003.
- Petzold, H.G. (2004d): Paul Ricœur - ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: www.fpi-publikationen.de/polyloge - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychoso-*

- ziale Gesundheit - 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2004): Personenlexikon der Psychotherapie. Wien: Springer.
- Petzold, H.G., Bubolz, E. (1976a): Bildungsarbeit mit alten Menschen. Stuttgart: Klett.
- Petzold, H.G., Ebert, W. & Sieper, J. (1999/2001): Kritische Diskurse und supervisorische Kultur. Supervision: Konzeptionen, Begriffe, Qualität. Probleme in der supervisorischen „Feldentwicklung“ - transdisziplinäre, parrhesiastische und integrative Perspektiven. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. Erw. und überarbeitet 2001, in: Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.fpi-publikationen.de/supervision - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 01/2001
- Petzold, H.G., Hass, W., Jakob, S., Märten, M., Merten, P. (1995): Evaluation in der Psychotherapieausbildung: Ein Beitrag zur Qualitätssicherung in der Integrativen Therapie. In: Petzold, Orth, Sieper (1995a) 180-223.
- Petzold, H.G., Hass, W., Märten, M., Steffan, A.. (2000): Wirksamkeit Integrativer Therapie in der Praxis - Ergebnisse einer Evaluationsstudie im ambulanten Setting. *Integrative Therapie* 2/3, 277-355.
- Petzold, H.G., Kirchmann, E., 1990. Selbstdarstellungen mit Ton in der Integrativen Kindertherapie, in: Petzold, Orth (1990a) II, 933-974.
- Petzold, H.G., Mathias, U. (1983): Rollenentwicklung und Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Märten, M. (Hrsg.) (1999a): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1988a): Methodische Aspekte der Integrativen Bewegungstherapie im Bereich der Supervision, *Motorik, Zeitschr. f. Motopäd. u. Motother.* 2 44-56; revid. in Petzold (1988n/1996a [S.563-581]).
- Petzold, H.G., Orth, I. (1990a): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde., Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1991a): Körperbilder in der Integrativen Therapie - Darstellungen des phantasmatischen Leibes durch "Body Charts" als Technik projektiver Diagnostik und kreativer Therapeutik, *Integrative Therapie* 1, 117-146; repr. Petzold Bd. II, 3 (1993a) S. 1201-1230; 2. Aufl. (2003a) S. 885 – 904.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1994a): Kreative Persönlichkeitsdiagnostik durch "mediengestützte Techniken" in der Integrativen Therapie und Beratung. *Integrative Therapie* 4 (1994) 340-391.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1993a): Therapietagebücher, Lebenspanorama, Gesundheits-/Krankheitspanorama als Instrumente der Symbolisierung, karrierebezogenen Patientenarbeit und Lehranalyse in der Integrativen Therapie, *Integrative Therapie* 1/2 (1993) 95-153.
- Petzold, H.G., Orth, I., Schuch, W., Steffen, A. (2000): Integrative Therapie als angewandte Anthropologie-Theorienbildung und Praxisstrategien in der Konnektivierung von Menschenbild, Behandlungsheuristiken und therapeutischer Beziehung (Chartacolloquium II), EAG/FPI Düsseldorf.
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.(Hrsg.). (1995a): Qualitätssicherung und Didaktik in der therapeutischen Aus- und Weiterbildung. Sonderausgabe *Gestalt und Integration*. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch. (1991b): Soziale Gruppe, "social worlds" und "narrative Kultur" als bestimmende Faktoren der Lebenswelt alter Menschen und gerontotherapeutischer Arbeit, in: Petzold, Petzold (1991a) 192-217; repr. Petzold Bd. II, 2 (1992a) S. 871-986; 2. Aufl. (2003a) S. 663 - 680.
- Petzold, H.G., Ramin, G. (1987): Schulen der Kindertherapie, Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Schigl, B., Fischer, M. Höfner, C. (2003): Supervision auf dem Prüfstand. Wirksamkeit, Forschung, Anwendungsfelder, Innovation.. Leske + Budrich, Opladen.
- Rahm, D., Otte, H., Bosse, S., Ruhe-Hollenbach, H. (1995): Einführung in die Integrative Therapie. Paderborn: Junfermann.
- Ricœur, P. (1983): Temps et récit. Vol. I; (1984) Vol. II: La configuration dans le récit de fiction; (1985) Vol. III: Le temps raconté. Paris, Gallimard [dt.: (1988) Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung; (1989): Zeit und Erzählung. Band II: Zeit und literarische Erzählung; (1991): Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit. München-Freiburg: Wilhelm Fink].
- Ricœur, P. (1990): Soi-même comme un autre. Paris: Seuil [dt.: (1996) Das Selbst als ein Anderer. München-Freiburg: Wilhelm Fink]
- Schacter, D. (1996): Searching for memory. The brain, the mind, and the past. New York: Basic Books. dtsh. 1998: Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit. Reinbek: Rowohlt.
- Schlenker, B.R. (1980): Impression management: The self-concept, social identity, and interpersonal relations. Monterey, CA: Brooks/Cole.
- Schlenker, B.R., Leary, M.R. (1982): Social anxiety and self-presentation: A conceptualization and model. *Psychological Bulletin*, 92, 641-669.

- Steele, C.M.* (1988): The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In: *L. Berkowitz* (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 21, pp. 261-302). New York: Academic Press.
- Swann, W.B.* (1987): Identity negotiation: Where two roads meet. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 1038-1051.
- Tamboer, J.W.I.* (1985): Mensbeelden achter bewegingsbeelden: Kinanthropologische analyse vanuit het perspectief van de Lichamelijke Opvoeding, Haarlem: De Vrieseborch.
- Tamboer, J.W.I.* (1991): Relationsmodalitäten statt Leib-Seele-Verhältnisse, *Integrative Therapie* 1/2 58-84.
- Tesser, A.* (1995): *Advanced social psychology*, Boston: McGraw Hill.
- Triandis, H.C.* (1989): The self and social behavior in differing cultural contexts. *Psychological Review*, 96, 506-520.
- Vester, H.-G.* (1984): Die Thematisierung des Selbst in der postmodernen Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Weigand, W.* (1987): Zur beruflichen Identität des Supervisors, *Supervision* 11, 19-35.
- Weigand, W.* (1998): Akquisition und supervisorische Identität, *Supervision* 34, 23-32.